

hohen Energieaufwand die physikalische Schwerkraft der Erde zu überwinden, kann wieder das Verständnis dafür geweckt werden, was es bedeuten würde, auch die moralische, besser gesagt, die sündhafte Schwerkraft der Eigensucht durch Gnade zu überwinden. Selbst die modernen Formen des Arbeitsteams, die zu größten Leistungen führen, haben in einer dem Individualismus verfallenen, im Grunde unchristlichen Frömmigkeit neuen Zeugniswert für etwas von dem, was seit jeher in der Kirche unter Koinonia oder Communio verstanden worden ist. Auch hat Pius XII. oft genug darauf hingewiesen, daß das Heranwachsen der Menschheit zu einem politisch-wirtschaftlichen Kosmos — trotz der Ost-West-Spannung — für alle Christen, deren Glaubensbewußtsein in der Pfarre oder der Diözese steckengeblieben ist, ein einzigartiges Analogon der Katholizität anbietet, so wie einst die alte Kirche am politischen Begriff der Ökumene des Römischen Reiches ein Leitbild ihrer damaligen Katholizität abgelesen hat. Die Anrufung des Heiligen Geistes zur Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit kann wohl nicht gut erhört werden, wenn nicht auch im Heiligen Geiste die Gegenwart des Schöpfergottes in seinen vom Menschen gewirkten Werken voll erkannt wird. Sonst schaltet der angeborene religiöse Sinn des modernen Menschen in tragischer Irrung von der scheinbar nichtssagenden und als antiquiert empfundenen Kirche auf die Wunder der technischen Welt um. Diese Verirrung aber könnte der Kirche zur Last gelegt werden.

4. Eine letzte Frage, die hiermit aufs engste zusammenhängt, betrifft die Sache selbst: was denn an Stelle der religiösen Gleichgültigkeit, die ja teilweise auf einer berechtigten Entfremdung gegenüber religiösen Gewohnheiten beruht, für eine „Religion“ treten soll? Diese Frage rührt in keiner Weise an die göttliche Offenbarung oder an Lehre und Kult der Kirche, wohl aber an manche zeitbedingten Erscheinungsformen, die vermutlich auch auf dem kommenden Konzil einer Nachprüfung unterzogen werden, Formen und Übungen, auch sog. religiöses Brauchtum, die einem neuen Welt- und Lebensgefühl zum Opfer gefallen sind, so daß die geschichtliche Wirklichkeit der katholischen Religion weithin zu einer Lebensform bestimmter sozialer Stände geworden ist, wie die große Untersuchung über „Der Katholizismus in Europa“ im Sonderheft der Herder-Korrespondenz zum Eucharistischen Weltkongreß (14. Jhg., S. 443 ff.) auf vielfältige Weise belegt hat. Die Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit kann also nur den ewigen Quell der christlichen Botschaft zum Ziele haben, nicht aber eine Rückkehr zu alten Traditionen, die zu sehr vom Geist bestimmter Jahrhunderte geprägt bleiben und die im einzelnen hier aufzuführen sich erübrigt. Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit, d. h. der Gotteswirklichkeit, von ihm hat Christus verheißen: „Er wird *mich* verherrlichen, weil er von dem *Meinigen* nehmen und es euch kundtun wird!“ (Joh. 16, 14). Die Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit kann darum nicht von peripherischen Formen der Frömmigkeit aus erfolgen, sondern nur von ihrer Mitte. Die Frage, die sich demnach aus dieser Allgemeinen Gebetsmeinung ergibt, läßt sich dahin zusammenfassen: Ist schon alles geschehen, um den Gleichgültigen die Mitte des katholischen Glaubens in einer Haltung zu verkünden, die ebenfalls von dieser Mitte her bestimmt wird? Erst wenn diese ernste Frage voll und ganz bejaht werden könnte, wäre es erlaubt, über die hartnäckig Gleichgültigen den Stab zu brechen, und nicht einmal dann. Denn

das Gebet *gegen* die religiöse Gleichgültigkeit muß immer ein Gebet *für* die Gleichgültigen sein. Das ist gewiß nach dem Sinn Papst Johannes' XXIII.

5. Erfahrene Seelsorger werden einwenden, alle Bemühungen seien umsonst, solange die Menschen nicht mehr den Tod ernst nehmen. Ihre Gleichgültigkeit gegen Gott und die Kirche komme von der Meinung, mit dem Tode, dessen Furchtbarkeit sie selten zu sehen bekommen, sei alles für sie zu Ende. An dieser Erfahrung ist viel Wahres. Und doch wäre es verfehlt, die Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit mit den veralteten Missionspredigten zu beginnen, die alle Schrecken der Hölle für die Verstorbenen ausmalen. Die Lebenden würden dann allenfalls die Religion als eine zusätzliche Lebensversicherung schätzen. Wo gibt es in den Evangelien Anhaltspunkte dafür, daß Christus den Glauben an seine Person mit Hilfe der Angst vor dem Tode und seinen Folgen psychologisch zu erzwingen suchte? Wohl warnt er einmal die gläubig Gewordenen und die Gerechten, sie sollten im Blick auf das Endgericht jetzt schon in der Liebe wandeln. Aber der wesentliche Inhalt seiner Botschaft und seines Wirkens ist die Wahrheit und das Leben, Gnade und Heilung. Daß die Gleichgültigen kaum den Tod selber und nicht mehr das fürchten, was ihm folgt, ist sicher auch darauf zurückzuführen, daß viele Gläubige ihr Leben nicht auf den Tod hin führen, sondern mit dieser Welt eifrig bemüht sind, ihn zu kaschieren und zu übermalen oder totzuschweigen. So wird das Kreuz Christi, das Zeichen des Heils, als Garantie der Lebenssicherheit mißbraucht und gibt den Gleichgültigen ein Ärgernis. Da hilft nur eins, daß der Heilige Geist diesen Mißbrauch als Sünde aufdeckt (Joh. 16, 8—9). Darum wollen wir besonders beten.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Der Beitrag der Ordensschulen zur Glaubenserziehung Am 3. und 4. Januar 1961 fand im Provinzial-Mutterhaus der Schwestern Unserer Lieben Frau in Mülhausen, Kreis Kempen, die Haupttagung der Ordensschulen statt. Die Zusammenkunft stand unter der Leitung von Bischof Dr. Johannes Pohlschneider von Aachen als dem Referenten der Bischofskonferenz und von Generalsekretär Dr. Paul Westhoff von der „Bischöflichen Zentrale für Ordensschulen“ in Köln. Anwesend waren über 200 Schwestern, Rektorinnen und Lehrkräfte von weiblichen Ordensschulen.

Nachdem die vorhergehende Jahrestagung den Akzent mehr auf die Bedeutung des Musischen für die Mädchenbildung und die Aufgaben der Frau in der modernen technisierten Welt gelegt hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 565 f.), sollte diesmal in vier Referaten unter dem Gesamtthema „Zur Theologie der katholischen Erziehung“ die religiöse Fundierung aller Erziehungsarbeit aufgezeigt werden. Die Referenten und ihre Themen waren:

Prof. Josef Solzbacher, Köln: „Geborgenheit und Wagnis im katholischen Erziehungsraum“,
Oberstudienrat Josef Haefner, Köln: „Der Priester in der Schule — Die Schule als Zelle des Corpus Christi Mysticum“;

Prof. Gustav Siewerth, Aachen: „Die katholische Schule als Zentrum gläubiger Ausstrahlung in die Welt“, Prof. Hermann Volk, Münster: „Die gläubige Interpretation des menschlichen Daseins als Aufgabe des Erziehers“.

Vom unmündigen Kindergehorsam zum Glaubensgehorsam

Wenn wir Geborgenheit sagen, schwinde immer ein Gefühl von Gefährdung mit, erklärte Prof. *Solzbacher*, und den bergenden Ort zu erreichen koste immer Kampf und Mühe. Es bestehe auch das Risiko, daß der Zufluchtsort keine Geborgenheit bieten könne. Geborgenheit setze aber auch das Bewußtsein der Freiheit voraus, denn ein aufgezwingener Schutz sei nur eine mehr oder weniger zu rechtfertigende Schutzhaft. Das Gefühl der Geborgenheit könne nur dann zustande kommen, wenn der Schutz voll Vertrauen erbeten, wenigstens aber dankbar angenommen und in freiem Entschluß behalten werde. Für den gläubigen Katholiken stehe es fest, daß der katholische Erziehungsraum die denkbar größte Geborgenheit objektiv zu bieten vermag, die überhaupt einem Menschen auf Erden geschenkt werden könne. Aber bis zuletzt bleibe auch die Gefährdung durch mancherlei Versuchung bestehen. Das Dogma bewahre zwar den Erzieher vor Unsicherheit und Irrwegen, aber es sei nicht einfach, den Zögling vom unmündigen Kindergehorsam zu dem völlig andersgearteten Glaubensgehorsam zu führen. Es müsse die eigene Verantwortlichkeit geweckt und dem Zögling zum Bewußtsein gebracht werden, daß Gottes religiös-sittliche Forderungen Ausdruck heilbringender Liebe seien. Man finde hier bei Jugendlichen leichter Verständnis, wenn man auf den auch noch den Erwachsenen bindenden Ordnungsgehorsam in Staat und Kirche, in Familie, Gruppe und Gemeinde hinweise. *Solzbacher* schloß seine Ausführungen mit dem Hinweis auf die Liebe, in der allein es letztlich möglich sei, das Spannungsverhältnis von Geborgenheit und Wagnis im katholischen Erziehungsraum zu bändigen.

Als einziger Referent der Tagung kam Oberstudienrat *Josef Haefner* aus der Praxis der höheren Schule. Seinen Ausführungen über den dreifachen Sendungsauftrag des Religionslehrers — als Lehrer, Hirte und Priester — lagen eigene Unterrichtserfahrungen zugrunde. Religionsunterricht, führte *Haefner* aus, sei ein echtes Stück Seelsorge und habe wie diese die Pflicht, sich in die zeitgeschichtlich und standesmäßig verschiedene Denkgewohnheit und Geisteshaltung der Gläubigen einzufühlen und die Wahrheiten und Pflichten des christlichen Glaubens in der Hülle der jeweiligen Lebensumstände aufzuweisen. Dieses Ziel müsse hier mit schulischen Mitteln zu erreichen versucht, der Schüler immer wieder zum Mitdenken und Durchdenken angeleitet werden. Die Fachsprache der Theologie sei in die lebendige Sprache der Gegenwart zu übersetzen, wobei der Religionslehrer mit der Werttafel der heutigen Jugend vertraut sein müsse. Mit der Vermittlung des Glaubensgutes allein sei es nicht getan. In seiner Hirtensorge müsse er die Jugendlichen stark machen für die Auseinandersetzungen mit den vielfältigen Strömungen in der Umwelt des Alltags. Es sei auch Aufgabe des Religionslehrers, betonte *Haefner* im weiteren, eine Brücke zu schlagen zwischen der Gläubigkeit des Katechismus und der verschiedenartigen Geisteskultur der Welt. Dazu gehöre das Aufspüren gebildeter Laien von

geistiger Bedeutung und deren Eingliederung in die Phalanx laienapostolischer Arbeit nach dem Willen der Kirche. Die Betreuung angehender Theologen und des Ordensnachwuchses dürfe nicht unterschätzt werden. Da der Religionslehrer als Priester immer wieder vom Altar in die Schule komme, sei es wichtig, daß auch sinnfällig der ganze Religionsunterricht eindeutig vom Altar ausgehe. Die Schulmesse solle daher kein peripheres Anhängsel sein, sondern bei richtiger Gestaltung ein kräfteverbindender und kräfteauslösender Mittelpunkt der schulischen Arbeit, der den theoretischen Gewinn des Unterrichts in warme Lebenswirklichkeit umsetzen hilft.

Auf die Überlastung, die der Gesellschaftsprozess mit seiner Arbeitsdynamik, seinem Lebensanspruch, seiner Reiz- und Anregungsfülle wie seinem Konsum mit sich bringt, wies Prof. *Gustav Siewerth* hin. (Sie lasse den Binnenraum der Kleinfamilie mehr und mehr als den einzigen Ort menschlichen Gemeinschaftslebens mit tieferer gemüthlicher Bindung erscheinen.) Außerdem geselle sich zu einer liberalen Unverbindlichkeit der Gesinnung ein psychologischer Individualismus, der in allen Fällen des Versagens der Familie eine erschreckende Vereinsamung der Kinder und Jugendlichen zu Folge habe. In dieser Situation gewinne die Schule eine wachsende Bedeutung. Sie sei, so sie sich recht versteht und der Erfüllung ihrer Aufgabe gewachsen ist, in sich selbst ein Lebenszentrum, ein Zentrum, weil sie ein versammelnder wie ein ausstrahlender Ort des Lebens sei. Natürliches Strahlungsfeld der Schule sei die Familie, aber über die Familien und Kinder ströme die Schule Leben und Anregungen, sittliche und geistige Kräfte aus in alle Bereiche, und diese tiefe Beeinflussung gehöre zu ihrem Auftrag. Wenn man bedenke, daß nahezu 50 Prozent der Erwachsenen ihr Interesse am Glauben, ihre entschiedene Teilnahme am kirchlichen Leben nach ihrem eigenen Bekenntnis nicht der Sorge für ihr persönliches Seelenheil, sondern der Verantwortung für das Heil und die seelische Wohlfahrt der Kinder verdanken, verstehe man, daß die Schule ihren Erziehungsauftrag nicht nur im Hinblick auf das Kind zu erfüllen habe. Die katholische Schule werde ihrer Aufgabe aber erst dann gerecht, wenn sie nicht nur ordentliche und gebildete junge Menschen entläßt, sondern wenn sie in Erfüllung ihrer universalen und vielseitigen Bildungsaufgabe die Glaubensentscheidung in sich vertiefender Erkenntnis in persönlicher Begegnung mit dem Erlöser aktualisiert, wenn sie die Glaubensfreude steigert und jene Mündigkeit und Festigkeit des Glaubensurteils anstrebt, das durch die Erscheinungen unserer verworrenen Welt nicht beirrt wird und fortgesetzt im Studium nach Vertiefung und Bewährung drängt.

Einheit von fünf theologischen Aussagen

Den Schlußvortrag hielt Prof. *Hermann Volk*. Der frühzeitige Schluß der Tagung zwang den Redner, seinen Vortrag sehr zu straffen und zu kürzen, was um so bedauerlicher war, als es das tragende Referat der ganzen Tagung hätte sein müssen. *Volk* ging davon aus, daß die katholische Schule von der Überzeugung lebe, es könne dem Menschen zu seinem Christwerden hier ein entscheidender Dienst geleistet werden. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand dann die Frage nach dem Sinn des Lebens, die weit schwieriger sei als die Frage: Was ist der Mensch? Da aber der Glaube den Anspruch erhebe, dem

Menschen eine glaubwürdige Interpretation seines Daseins zu ermöglichen, könne der Erzieher, wenn er sich auf den eigentlichen Glaubensinhalt besinne, der Jugend diese Frage beantworten. Es komme aber darauf an, daß auf jedes Element der Wirklichkeit folgende fünf theologischen Aussagen angewandt werden: 1. Der Mensch ist Gottes Geschöpf; 2. er ist auf die Gnade hin geschaffen; 3. er lebt aber in der Sünde „dieser Welt“ (Joh. 12, 31; 14, 27); 4. er bedarf der Erlösung, deren Frucht wir an Christus selbst ablesen können (Verähnlichung und Vereinigung mit Christus); aber Christus tut nichts von dem, was wir tun können; 5. und er erwartet die eschatologische Vollendung der Welt. (Vgl. dazu H. Volk, Was ist der Mensch? In „Wort und Wahrheit“, 11. Jhg., S. 493 bis 509.) Der Erzieher müsse sich daher bewußt sein, daß er nicht ohne weiteres das Erlebnis seiner eigenen Glaubenserfahrung, die nach den Orden verschieden ist, zur Grundlage für den anderen machen könne, wie ja auch der Glaubensakt als solcher nicht weitergegeben werden könne, sondern eine innere Gnade vorausgesetzt werden müsse.

Am Tag zuvor hatte Bischof Pohlschneider dem Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung in Aachen Gelegenheit gegeben, in drei Kurzreferaten über „Apostolat und Förderung der Mission an der katholischen freien Schule“ die Tagungsteilnehmer zur Mitarbeit aufzufordern. Msgr. Heinrich Goertz sprach über „Die Kernaufgabe Weltmission“, Bruno Güthoff CSSp über „Die Weltmission in der Katechese“, und der Pressereferent Kurt Vaessen behandelte „Die Weltmission in der Publizistik für die Jugend“.

Gegenwärtiger Stand der Ordensschulen . . .

Die Tragweite der Tagung und der Themen sowie ihrer Grundgedanken ergibt sich aus der großen Verbreitung der Ordensschulen in der Bundesrepublik Deutschland, wobei der Schwerpunkt in den Ländern Bayern und Nordrhein-Westfalen liegt. Die katholischen Lehrorden arbeiten sowohl in den allgemeinbildenden Schulen, wie Volks-, Sonder-, Real-(Mittel-)Schulen und höheren Lehranstalten, als auch in den berufsbildenden Schulen, Handels-, Fach-, Haushaltungs- und Landfrauenschulen. Nach einer in der Schulausstellung anlässlich des Eucharistischen Weltkongresses in München gezeigten Statistik gibt es in der Bundesrepublik gegenwärtig 471 Schulen, die von katholischen weiblichen Orden getragen werden. Diese Privatschulen sind fast ausnahmslos Mädchenschulen mit 87 164 Schülerinnen; lediglich in einigen Volks- und Mittelschulen werden von den weiblichen Orden auch Jungen (471 Schüler) unterrichtet. Wesentlich niedriger ist der Anteil der Männerorden auf dem Privatschulsektor. In ihren 99 Schulen, die zum Teil auch dem Ordensnachwuchs dienen, beträgt die Schülerzahl 18 832. Mit den Ordensschulen sind auf Grund ihres eindeutig katholischen Charakters und des gleichen Erziehungsziels die katholischen freien (privaten) Schulen zu nennen. Im Bundesgebiet (außer Bayern) gibt es zur Zeit 87 katholische Privatschulen. Träger dieser Schulen sind nicht Orden, sondern meist Bistümer, Kirchengemeinden, katholische Schulvereine oder Stiftungen. Vielfach sind auch an diesen Schulen Ordensfrauen als Lehrkräfte beschäftigt. Die nachfolgende Statistik zeigt den derzeitigen Stand der angeführten Schulen:

	Schulen	Schüler	Schülerinnen	Ordens-Lehrkräfte	weltliche Lehrkräfte
Bayern:					
Frauenorden	196	—	29 576	1040	400
Männerorden	38	7163	—	260	100
übriges Bundesgebiet:					
Frauenorden	275 ¹	471	57 588	1904	2127
Männerorden	61	11 669	—	504	357
zusammen	570	19 303	87 164	3708	2984
kathol. freie (priv.) Schulen (ohne Bayern)	87 ²	8130	10 613	243	783
insgesamt	657	27 433	97 777	3951	3767

¹ davon 55 Handels- und Fachschulen und 68 Haushaltungs- und Landfrauenschulen.

² davon 11 Fachschulen und 6 Haushaltungsschulen.

Zählt man dazu die in den bisherigen Zahlenangaben nicht enthaltenen 38 Schulen katholischer Träger in Bayern mit rund 7000 Schülern, ergibt das einen Bestand von insgesamt 695 katholischen freien (privaten) Schulen mit rund 132 000 Schülern und Schülerinnen, wobei den größten Anteil die höheren und Mittelschulen stellen.

Die Privatschulen sind, da sie freie Schulen sind, in der Auswahl ihrer Schüler grundsätzlich frei. Eine Beschränkung besteht hier nur insofern, als bei der Auswahl der Schüler eine Sonderung nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert werden darf. In der Regel nehmen die katholischen Privatschulen entsprechend ihren besonderen Erziehungszielen nur katholische Schüler in ihre Anstalten auf, die Aufnahme evangelischer Schüler bleibt auf Ausnahmefälle beschränkt, z. B. wenn am Schulort keine andere Schule der betreffenden Art vorhanden ist. Ein direkter Zwang zur Aufnahme nichtkatholischer Schüler wird in keinem Bundesland ausgeübt.

. . . und ihre Probleme

Ein Vergleich der Zahlenangaben für die Lehrkräfte führt auf die Frage des Ordensnachwuchses hin. Der Mangel an geeignetem Nachwuchs zwingt fast alle Ordensschulen, weltliche Lehrkräfte in ihren Anstalten zu beschäftigen. Aber auch hier reicht der Nachwuchs kaum mehr aus. Dieser Personalmangel, der ja auch an den öffentlichen Schulen immer spürbarer wird, gibt Anlaß zu ernster Sorge.

Nicht minder groß sind in manchen Ländern die finanziellen Lasten. Grundsätzlich erhalten diejenigen Privatschulen, die als „Ersatzschulen“ genehmigt sind, in allen Bundesländern eine allerdings nach Art und Höhe unterschiedliche Finanzhilfe. Die Grundlage für die Genehmigung von Privatschulen gibt das Grundgesetz Artikel 7. Es gewährt zwar das Grundrecht zur Errichtung einer Privatschule, eine Verpflichtung der Länder zur finanziellen Hilfe der Privatschulen ist dort nicht ausdrücklich normiert. Diese Verpflichtung ergibt sich aber aus dem Staatsinteresse an der Unterhaltung der Privatschulen und der daraus folgenden Konsequenz, daß sich ein sozialer Rechtsstaat der notwendigen Daseinsvorsorge für die gemeinnützigen Privatschulen nicht entziehen darf. Die Hilfspflicht des Staates ist demnach mehr als ein nobile officium, sie ist eine Rechtspflicht.

Gegenwärtig unterstützen vor allem die Länder Nordrhein-Westfalen und Hamburg die „Ersatzschulen“ in etwa ausreichender Höhe. Auch in anderen Ländern, z. B. in Bayern, Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Niedersachsen, wird eine fühlbare staatliche Beihilfe ge-

geben, während in einigen anderen Ländern, besonders in Hessen, die staatliche Finanzhilfe als noch völlig unzureichend bezeichnet werden muß. In einzelnen Fällen kam es daher mangels ausreichender Hilfe schon zur Schließung von Privatschulen.

Zu den ständigen Problemen, mit denen sich auch die Ordensschulen auseinandersetzen müssen, gehören nicht zuletzt die Erziehungsprobleme, die sich aus der sozialen Umschichtung weiter Bevölkerungsteile, aus den Folgen der raschen technischen Entwicklung sowie aus den zahlreichen Gefahren ergeben, denen sich die Jugend körperlich und geistig allenthalben ausgesetzt sieht. Hauptaufgabe aber bleibt es, die Schuljugend im katholischen Geist zu erziehen und sie in allen Fächern nach den katholischen Bildungsidealen zu unterrichten. Die meist den weiblichen Ordensschulen angeschlossenen Internate ermöglichen hier eine weitere Vertiefung der Erziehungsarbeit. Ein Arbeitskreis für freie katholische Schulen erarbeitet fortlaufend für die Kernfächer die Grundlagen und Grundsätze echt katholischen Unterrichts. Die wichtigsten Probleme werden dann auf den Jahrestagungen der Ordensschulen angesprochen und in Vorträgen und Diskussionen eingehend behandelt.

Die weiblichen Ordensschulen im Bundesgebiet (ohne Bayern) sind zusammengeschlossen in der Bischöflichen Zentrale für Ordensschulen, Köln, Marzellenstraße 32. Ihr ist als selbständige Sektion die Bischöfliche Zentrale für katholische freie (private) Schulen verwaltungsmäßig angegliedert. Für Bayern besteht eine eigene Ordensschulzentrale in München, Maxburgstraße 2. Für die katholischen Männerordensschulen gibt es die Direktorenvereinigung deutscher Ordensgymnasien und Ordensinternate in Knechtsteden bei Neuß 2. Diese Schulorganisationen stehen untereinander in enger Zusammenarbeit, sind aber im übrigen selbständig.

Christlich-jüdisches Gegenüber. Fünftes Trikonfessionelles Gespräch in Berlin Das fünfte Trikonfessionelle Gespräch (vom 24.—27. Februar 1961) in der Evangelischen Akademie Berlin galt dem christlich-jüdischen Gegenüber durch zwei Jahrtausende (vgl. auch die Berichte über die früheren Tagungen; Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 463; 14. Jhg., S. 338). Vom Apostelkonzil bis zu Agobard von Lyon führte der erste Vortrag (von Prof. Karl Thieme), worin die „Spaltung unter den Juden“ (Joh. 10, 19), die durch die auf Grund Konzilsbeschluss praktisch unbeschränkte Zulassung unbeschnittener „Heiden“ (-Christen) als „Miterben der Verheißung“ Israels (Eph. 3, 6) ausgelöst und durch Gamaliels II. „Exkommunikation“ der sog. „Nosrim“ (d. h. Judenchristen) vollendet wurde, eingehend analysiert, in der Spannung des 1. Jahrtausends das defensive Moment (kirchlicher Sorge vor jüdischem Proselytismus) dominierend gezeigt, aber trotzdem beklagt wurde, daß ihnen gegenüber der Geist der Bergpredigt und der augustinischen Auslegung des väterlichen Ja zum „älteren Bruder“ des Verlorenen Sohns so selten aufleuchtete. Noch weit düsterer war das Bild, das Dr. W. Eckert OP, Walberberg, vom Fortgang der nächsten 500 Jahre bieten mußte: „Geehrte und geschändete Synagoge“, da ja leider nicht nur von respektvoller Sicht der Partnerin an Kirchenportalen und in Hoheliedkommentaren, sondern auch von tausendfältiger Folter und Massenmord zu sprechen war. Dieses Dunkel dauerte (nach allzu rasch vorübergegangener Aufhellung in einer

Jugendschrift) in Luthers Sicht der Juden an, die von Pfarrer Martin Stöhr vorbildlich unapologetisch behandelt wurde. Wie verständnislos auch noch im 19. Jahrhundert die Verteidiger eines „christlichen Staates“ den Juden gegenüberstanden, zeigten mit sorgfältigen Quellenbelegen E. L. Ehrlich („Emanzipation und christliches Abendland“) sowie Prof. Walter Holsten in der Analyse Adolf Stoeckers, während die Ansätze einer positiveren Würdigung in der heilsgeschichtlichen Theologie J. v. Hofmanns, C. E. Luthardts und des streitbaren Überwinders der Ritualmordlüge, F. Delitzschs, von Vikar Barkenings gezeigt wurden. Bis in die Gegenwart hinein führte der Bericht von Prof. G. Harder über das Evangelisch-jüdische Gegenüber seit 1945, der eindrucksvolle Aufweis einer grundlegenden Wende, „Juden vor dem Problem der Christenfrage“ von H. L. Goldschmidt, und schließlich P. Paul Démanns Bericht über das katholisch-jüdische Gegenüber, der für die baldige Buchausgabe der einleitenden Vorträge des erstmals von rund hundert Teilnehmern, darunter nicht wenigen Pfarrern und Lehrern, mitgetragenen Gesprächs vorgesehen ist.

Kardinal König über das kommende Konzil Vor der Arbeitsgemeinschaft katholischer Journalisten in Österreich sprach am 30. Januar 1961 in Wien Kardinal Franz König über „Hoffnung und Mitsorge um das Konzil“. Wir geben die Ansprache — von einzelnen geringfügigen Kürzungen abgesehen — im Wortlaut wieder: Wenn wir unser Augenmerk dem angekündigten Zweiten Vatikanischen Konzil schenken, müssen wir feststellen, daß das Weltinteresse am Konzil zurückgegangen zu sein scheint. Es gibt dafür verschiedene Gründe:

1. Die mit der ersten Ankündigung gegebene Hochspannung und Erregung kann nicht lange durchgehalten werden.
2. Die Erwartungen der Weltöffentlichkeit und die Absicht des Papstes lassen sich, wie sich immer mehr zeigt, nicht auf einen Nenner bringen. Die Weltöffentlichkeit meinte, im kommenden Zweiten Vatikanischen Konzil die Einigung der Christenheit als erstes und nächstes Ziel zu sehen. Der Papst aber spricht von mehreren Stufen und Etappen, die nicht auf einmal durch ein einziges Konzil bewältigt werden können. Zuerst muß sich die Kirche auf sich selbst besinnen, sich innerlich erneuern, menschliche Hindernisse beseitigen, um dann leichter und wesentlich mit den getrennten Brüdern sprechen zu können.
3. Eine Abnahme des Interesses ist aber nicht überall festzustellen. Auffallend ist, daß es innerhalb der katholischen Kirche mehr der Fall ist als außerhalb. Vielleicht kommt es auch daher, daß viele Katholiken selber die Tragweite einer solchen Kirchenversammlung noch nicht ganz erfaßt haben.
4. Von den Orthodoxen hingegen kann man sagen, daß sie mit einer freundlichen Kritik und in einem so großen Umfang die Entwicklung der Dinge verfolgen, so daß sie, rein materiell gesehen, meist über die katholische Beschäftigung mit den Konzilsfragen hinausgehen. Auf Seiten der Anglikaner und Protestanten ist eine größere Zurückhaltung und Reserve festzustellen, obwohl die ausgelösten Diskussionen sehr große Wellen geschlagen haben und das Interesse anhält. Der Besuch des eben zurückgetretenen anglikanischen Erzbischofs von Canterbury in Rom hat über den Kreis der anglikanischen Kirche hinaus größtes Aufsehen erregt und die Aufmerksamkeit selber wieder-

um in ganz starkem Maße auf das Konzil gelenkt. Außerhalb der Christenheit läßt sich im Bereich der großen Weltreligionen bis jetzt keine nennenswerte Spur von Interesse erkennen.

Die Vorbereitungen auf das Konzil sind aber bereits in vollem Gange: 10 Kommissionen und zwei Sekretariate arbeiten mit etwa 700 Mitgliedern und Konsultoren aus der ganzen Welt seit Ende des letzten Jahres an den ihnen gestellten Aufgaben. Zum erstenmal in der Geschichte der Kirche ist ein eigenes Sekretariat eingerichtet für die Einheit der Christen. Gegenüber den früheren Konzilen darf heute schon gesagt werden, daß die Art der Vorbereitung wie die Art der Einberufung neu ist. Wichtig ist auch die Feststellung, daß diese vorbereitenden Körperschaften vollkommen verschieden und unabhängig sind von den vatikanischen Kongregationen.

Aus persönlichen Berichten weiß ich, daß eine Anzahl der Experten in den Vorbereitenden Kommissionen fast ausschließlich für das Konzil arbeitet. Sie werden vom Papst mit großem Optimismus und Eifer angespornt. Die nach Rom gereisten Berichterstatter der „Informations Catholiques Internationales“ (1961, S. 7) sprechen von einem „Enthousiasme communicatif“, von einer herzlichen Atmosphäre des Vertrauens und der Offenheit. Man könne alles sagen und über alles sprechen.

Gegenüber den Vorbereitungen auf das Erste Vatikanische Konzil im Jahre 1868/70 besteht ein sehr bedeutsamer Unterschied. Damals rief die Ankündigung eine tiefgreifende Bewegung der Geister hervor, wie sie die Geschichte nur selten zu verzeichnen hat. Auf der einen Seite war es Freude und Hoffnung, auf der anderen Seite zeigten sich Unbehagen, Furcht, Argwohn und Zorn. Gleichgültig sind damals nur wenige geblieben. Innerhalb der katholischen Kirche selber zeigten sich tiefe Gegensätze, und die Schriften, die damals zum Konzil erschienen, waren innerhalb kurzer Zeit unübersehbar.

Heute ist die Situation eine ganz andere: Die katholische Christenheit ist einheitlich und geschlossen für das Konzil, die Staatsregierungen halten sich wohlwollend neutral. Gegenkräfte sind kaum spürbar. Angesichts der in Bewegung geratenen großen Weltreligionen, angesichts der erscheidenden Welt wird aber besonders auch die Zerrissenheit der Christen als ein schweres Ärgernis empfunden, wie es uns Prof. Ohm in seiner Veröffentlichung „Asiens Kritik am abendländischen Christentum“ gezeigt hat. Die Herausforderung der gesamten Christenheit durch den Kommunismus, die gemeinsame christliche Abwehrfront gegen gemeinsame Feinde, die Zersetzungsgefahr der Sekten lassen den Blick, die Sehnsucht nach der verlorengegangenen christlichen Einheit stärker hervortreten und im kommenden Konzil ein großes Zeichen der Hoffnung sehen.

Was steht bei dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf dem Spiel? H. Küng, ein Schweizer Theologe, der nach seinen Studien an der Gregoriana in Rom mit 32 Jahren schon einen Lehrstuhl an der Theologischen Fakultät in Tübingen innehat und der ein ausgezeichnetes Buch über das Konzil und die Wiedervereinigung geschrieben hat, meint: „Das Konzil wird entweder die Erfüllung einer großen Hoffnung oder eine große Enttäuschung sein.“ Daß es eine große Enttäuschung werden könnte, kann und will ich nicht glauben. Selbst wenn es gar nicht zur formellen Abhaltung der ökumenischen Versammlung käme, so wären die vielen Diskussionen, Tagungen, Begegnungen, Veröffentlichungen, die durch die Ankündigung ausgelöst oder verstärkt worden sind, allein schon ein großer Erfolg.

Hochgespannte Erwartungen zu erfüllen ist immer schwer. Das Konzil wird sie nicht alle erfüllen können. Aber alle Anzeichen, die Art und Weise der Vorbereitung, besonders die liebenswürdige und initiative Persönlichkeit eines Johannes XXIII. sprechen dafür, daß auch der Abschluß des Konzils kein Ende, sondern die erste Stufe einer neuen, weitreichenden Entwicklung auf das ersehnte Ziel der christlichen Zusammenarbeit und Trachten nach Einheit sein wird.

Es steht viel auf dem Spiel

Es steht ohne Zweifel sehr viel auf dem Spiel, für die katholische Kirche wie für die getrennten Brüder, die den Namen Christi tragen. Es handelt sich dabei nicht so sehr um das Prestige, um die Weltgeltung der Kirche. Es geht um Dinge, die nicht nur für den gläubigen Christen, sondern auch für den Ungläubigen, für jedermann bedeutsam sein müssen:

In einer Welt, in der ein eiserner Vorhang die zerrissene und gespaltene Welt symbolisiert, sind alle Kräfte ein Segen — wo immer sie herkommen mögen —, die imstande sind, rassistische, staatspolitische, nationale Gegensätze zu überbrücken, miteinander zu versöhnen. Das Zweite Vatikanische Konzil wird zeigen, daß in der katholischen Kirche, in der gesamten Christenheit die zuwenig beachteten Kräfte schlummern, solche Gegensätze und Spannungen zu lösen, die kein Philosoph, kein Techniker oder Soziologe auflösen kann. Der Eucharistische Weltkongreß in München war ein Beispiel hierfür.

Der Glaube an Jesus den Herrn und die Verbundenheit mit seiner Kirche ist eine geistige Macht, die den Frieden unter den Völkern stiftet, den Menschen in seiner Freiheit und Würde beschützt. Diese Dinge gehören zwar nicht zum Programm des Konzils, aber sie werden und sollen eine eindrucksvolle Manifestation des Konzils sein.

Schließlich stellen wir noch die Frage: Zeigen sich Mängel im jetzigen Vorbereitungsstadium, die später das Konzil belasten und behindern werden?

Dies ist eine große und ernste Sorge vieler Katholiken. Bis jetzt ist wohl noch alles offen und alles möglich. Aber es könnte vielleicht nicht an Kräften fehlen, es könnten Einflußnahmen sichtbar werden, die den Gang der Dinge nach ihren etwas zu engen menschlichen Wünschen lenken wollten. Möglich wäre es, daß einzelne Kommissionen durch ihre Arbeitsweise und Organisation die Richtung des Konzils beengen und beeinflussen könnten. Ob das tatsächlich der Fall ist, kann erst später beurteilt werden. Es ist die Sorge vieler, daß in dieser Hinsicht eine solche Beeinflussung nicht geschehe.

Eine offizielle Einschaltung der Laien, besonders der großen katholischen internationalen Organisationen, halte ich für wünschenswert, denn sie repräsentieren heute den weltlichen Arm der Kirche. Daher hielt ich es für zweckmäßig, daß sie in einer noch zu bestimmenden offiziellen Form in der Vorbereitung vertreten sind.

Die Konzilsthemen

Auf Grund der Vorschläge der Bischöfe und aller übrigen, die gefragt worden sind, dürften die Ergebnisse in folgender Richtung zu erwarten sein:

1. Die Erneuerung oder, wie man heute sagt, die Aufwertung des Bischofsamtes, ohne damit das Recht des Petrusamtes beschneiden zu wollen, ist ein von allen Seiten ge-

äußerter Wunsch; denn die von Christus festgelegte Kirchenverfassung ist petrinisch und apostolisch. Damit wird auch den interdiözesanen Arbeiten und Plänen, den nationalen Bischofskonferenzen eine größere Bedeutung zu kommen als bisher. Rom selbst hat im Falle von Südamerika auf eine sogenannte kontinentale Bischofskonferenz gedrängt. Damit hängt zusammen eine stärkere Betonung des Subsidiaritätsprinzips in der Kirche, das heißt keine Vermehrung der Zentralisierung, sondern Betonung der Dezentralisation.

2. Davon dürfte sich ableiten eine größere Weitherzigkeit in der Liturgie und der Sprache.

3. Eine Reform des Kirchenrechtes, des Index und der Bußpraxis.

4. Eine Intensivierung der Seelsorge durch eine weiträumig geplante Verteilung des Klerus.

5. Eine stärkere Ausarbeitung des Laienrechtes.

Erst auf Grund einer Kirchenreform, wie wir sie heute in etwa vermuten können, wird nach der Meinung des Papstes die Vorstufe geschaffen, um ein besseres und wesentlicheres Gespräch mit unseren getrennten Brüdern führen zu können.

Die römische Kirche erlebt zur Zeit eine Periode der theologischen und liturgischen Blüte, wie uns der orthodoxe Theologe Georgij Florowskij bestätigt (Una Sancta XIV, 1959, S. 173 f.). Aber diese neue Bewegung, Symptom und Unterpfand der lebendigen und schöpferischen Tätigkeit, hat bei weitem noch nicht die ganze Kirche erfaßt und ist noch nicht in alle ihre Schichten eingedrungen. Die Konzilsvorbereitung soll, um nochmals auf den Wunsch des Orthodoxen hinzuweisen, theologisch leidenschaftslos und parteilos sein; was leider von der Vorbereitung beim Ersten Vatikanischen Konzil nicht gesagt werden kann. Es ist zu wünschen, daß die vorbereitenden Arbeiten für das Konzil auf das Niveau des gegenwärtigen theologischen Denkens innerhalb der katholischen Kirche gebracht werden. Die Vielgestaltigkeit und die ganze Spannkraft dieses Denkens und die geistigen Erfahrungen, sogar außerhalb der römisch-katholischen Kirche, sollten mit weisem Spürsinn bei den Vorbereitungsarbeiten einkalkuliert werden.

Was aus dem Konzil wird, liegt letztlich in Gottes Hand. Der Katholik weiß aber, daß das Vertrauen in Gottes Führung ihn nicht davon entbindet, selber tätig zu sein und selber seine Mitarbeit zu leisten. Die Ziele des Konzils werden jetzt in der Zeit der Vorbereitung gesteckt. Darum ist das, was jetzt geschieht oder nicht geschieht, so bedeutsam. Das Konzil scheint nach außen hin eine Sache des Papstes und der Bischöfe zu sein; in Wirklichkeit ist es eine Angelegenheit der gesamten katholischen Kirche, das heißt aller Gläubigen.

Mahnen, Drängen, Informieren

Abschließend wandte sich der Erzbischof an die versammelten Journalisten und sagte: „Wenn Sie etwas über das Konzil zu sagen haben, dann warten Sie nicht auf den Bischof, nicht auf eine Nachricht aus Rom . . . Mahnen Sie, wo Sie glauben mahnen zu müssen. Drängen Sie, wo Sie glauben drängen zu müssen. Informieren Sie, wo immer sich eine Möglichkeit bietet, die Welt und die Katholiken über das Konzil zu informieren. Berichten Sie aber auch über alles, was das Volk und was die Gläubigen vom Konzil erwarten.“

Aus dem Vatikan

Ergänzungen der Konzilskommissionen Papst Johannes XXIII. hat ernannt zum Berater der Zentralkommission: Francesco Carpino, Titularerzbischof von Sardica, Assessor der Konsistorialkongregation; Mitglieder der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Msgr. Valerian Meystowicz und Alessandro Gottardi; Mitglied der Ordenskommission: Joseph Urtasun, Erzbischof von Avignon; Mitglied der Kommission für Studien und Seminare: François Marty, Erzbischof von Reims; Konsultor der Kommission für Studien und Seminare: Msgr. Arthur Pitton; Konsultor der Kommission für die Missionen: Secondo Garcia, Bischof und Apostolischer Vikar von Puerto Ayacucho; Mitglieder der Kommission für das Laienapostolat: Msgr. Gottfried Dossing und Msgr. Wilhelm Bokler; Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen: Rev. Gustave Thils; Konsultoren des Sekretariates für die Einheit der Christen: Msgr. John Oesterreicher und P. Stephan Diebold (Kongregation der Missionen). (Sämtliche nach „Osservatore Romano“, 15. 2. 61.) Mitglieder der Zentralkommission: Clemente Kardinal Micara, Generalvikar von Rom, und Luigi Kardinal Traglia, Pro-Generalvikar von Rom („Osservatore Romano“, 19. 2. 61.) Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: P. Wilhelm Möhler (Pallottiner); Konsultor der Ordenskommission: P. Giovanni Mix (Resurrektionist); Mitglieder der Kommission für Studien und Seminare: Vincenzo Jacono, Titularbischof von Patara, und Francesco Bertoglio, Titularbischof von Paro; Konsultor der Kommission für Studien und Seminare: Rev. José M. Albareda-Herrera (Opus Dei); Konsultor der Kommission für das Laienapostolat: P. Peter Richards (Passionist); Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen: Msgr. Heinrich Ewers („Osservatore Romano“, 24. 2. 61.) Mitglied der Theologischen Kommission: Maurice Roy, Erzbischof von Québec; Konsultoren der Theologischen Kommission: P. Ernst Vogt SJ, Rektor des Päpstlichen Bibelinstitutes in Rom, P. Philippus a SS. Trinitate (Unbeschuhter Karmelit), P. Narciso Garcia (Claretiner); Konsultor der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: Leo R. Smith, Weihbischof von Buffalo; Mitglieder der Kommission für die Sakramente: Msgr. Jacques Denis, P. Antoine Delchard SJ, P. Giovanni Visser (Redemptorist) und P. Antonio Peinador (Claretiner); Konsultor der Kommission für Studien und Seminare: P. Laureano Suarez (Piarist); Konsultoren der Kommission für die Missionen: Celestin J. Damiano, Erzbischof und Bischof von Camden, P. François Legrand (Missionar von Scheut) und Luigi Bisoglio (Kongregation der Missionen); Konsultoren der Kommission für das Laienapostolat: Msgr. Edouard Bourgeois und William F. Kelly; Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen:

Thomas Holland, Bischof-Koadjutor von Portsmouth („Osservatore Romano“, 2. 3. 61).

Mitglied der Kommission für Bischöfe und Diözesen: Jean Villot, Erzbischof und Koadjutor von Lyon;

Konsultoren der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Rev. Hugo Aufderbeck und Giovanni Catti;

Mitglieder der Kommission für die Liturgie: Simon K. Landersdorfer, Bischof von Passau, Msgr. Enrico Cattaneo und P. Aimon M. Roguet OP;

Konsultoren der Kommission für die Liturgie: Msgr. Ernesto Moneta Caglio und Rev. Balthasar Fischer;

Konsultoren der Kommission für Studien und Seminare: Msgr. Erich Kleineidam und Rev. Luigi Bettazzi;

Konsultor des Sekretariates für publizistische Fragen: Msgr. Arthur Ryan;

Konsultoren des Sekretariates für die Einheit der Christen: Rev. Werner Becker (Oratorianer) („Osservatore Romano“, 12. 3. 61).

Neue Richtlinien Augustin Kardinal Bea, Leiter des
Kardinal Beas Sekretariats für die Einheit der Christen, hat in letzter Zeit mehrere Erklärungen über mögliche Fortschritte zur Vorbereitung einer künftigen Wiedervereinigung abgegeben, aus denen wir die wichtigsten Gesichtspunkte hier zusammenfassen, damit sie nicht in Vergessenheit geraten (vgl. auch Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 248 f.).

Zunächst ist ein Fernsehinterview nachzutragen, das der Kardinal während der Weltgebetsoktav dem Chefredakteur von „La Croix“, P. Wenger, über die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit des Vatikans mit dem Weltrat der Kirchen gegeben hat. Der Kardinal erklärte darin, gegen eine solche Zusammenarbeit bestünden keine grundsätzlichen Schwierigkeiten, „insofern nämlich, als der Weltrat der Kirchen keine Lehren vertritt, die mit dem katholischen Dogma unvereinbar sind“. Aus diesem Grunde erwähnte wohl der Kardinal nicht die Arbeit von „Faith and Order“, wo solche dem katholischen Dogma fremden Lehren über die Einheit der Kirche in St. Andrews wieder vertreten wurden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 140 f.). Er wies aber auf Gebiete hin, „die den Glauben nicht direkt berühren: soziale Tätigkeit, Caritas, Wirken für den Frieden“. Er nannte ausdrücklich die Fragen des Atomkrieges und der Abrüstung.

Man wisse ja nun, fuhr der Kardinal fort, daß das kommende Konzil kein Unionskonzil sein werde, es könne aber auf lange Sicht die Wiedervereinigung durch Klärung mancher Mißverständnisse erleichtern und auch „gewisse Vorbedingungen der Einheit schaffen durch Lösung von Fragen . . ., die nicht das Glaubensgebiet betreffen“ (Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst, Aufnahme von Chorälen der getrennten Christen, Kommunion unter beiderlei Gestalt).

Warum ein Lehrgespräch schwierig ist

Für ein offizielles Lehrgespräch bestehen nach Ansicht von Kardinal Bea grundsätzliche Schwierigkeiten. Eine davon betreffe die Verschiedenheit der Auffassung von der Kirche. Während es nach katholischer Lehre für die Kirche wesentlich ist, „daß die Bischöfe ihre Vollmacht in ununterbrochener Sukzession von den Aposteln herleiten, für ihre Gläubigen verbindliche Lehr Gewalt besitzen und

sie im Gewissen sowohl in bezug auf die Lehre als auch in bezug auf das praktische Verhalten in Sachen des Glaubens und der Moral verpflichtet können, werden alle diese Elemente von evangelischer Seite abgelehnt“. Die Schwierigkeit sei darum um so größer, weil die katholische Kirche „auf der anderen Seite keinen gleichartigen Gesprächspartner hat“. Einzelne evangelische Theologen könnten diesen Mangel nicht ersetzen, da hinter ihnen keine verbindliche kirchliche Autorität stehe. Daher könne man nur „in inoffiziellen Gesprächen die Unterschiede der Lehre klären“.

Positive dogmatische Möglichkeiten

Sehr bedeutsame Ausführungen zur positiven Ergänzung machte der Kardinal in einem Vortrag vom 30. Januar in Genua über „Das Konzil auf dem Wege der Protestanten“ (abgedruckt im „Osservatore Romano“, 1. 2. 61). Darin würdigte der Kardinal zunächst die Bedeutung des Besuches von Erzbischof Dr. G. Fisher beim Papst, eines Besuches, der inzwischen das Ergebnis gezeitigt hat, daß die Anglikanische Kirche in der Person von Kanonikus Bernhard Cl. Pawley einen ständigen Vertreter beim Sekretariat des Kardinals Bea ernannt hat. Er wird sein Amt nach Ostern antreten.

Sodann stellte der Kardinal abermals die Frage, was das Konzil für eine künftige Union tun könne. Eine erste Möglichkeit, so sagte er, „ist schon die Erklärung jener Dogmen, die den nichtkatholischen Christen am meisten Schwierigkeiten bereiten“. Er weist darauf hin, daß die getrennten Brüder seit Jahrhunderten unter vielerlei philosophischen Einflüssen gestanden haben, die ihre Mentalität und Terminologie so geprägt haben, „daß es für sie oft sehr schwer ist, die in der traditionellen Sprache der Kirche ausgedrückten dogmatischen Lehren genau zu begreifen. Hier kann das Konzil da und dort eine nützliche Arbeit der Klarstellung leisten . . .“. Als besondere Punkte, in denen diese Auslegungsarbeit dringlich ist, nannte der Kardinal die Unfehlbarkeit der Kirche und ihres sichtbaren Oberhauptes, des Nachfolgers Petri, auch ihre hierarchische Struktur, das Verhältnis zwischen Papst und Bischöfen, die Stellung und Funktion der Laienschaft in der Kirche und die Wirksamkeit der Sakramente. Schon die Enzyklika Papst Pius' XII. über den mystischen Leib Christi habe zu erklären gewußt, „daß die Kirche nicht nur jene juristische Körperschaft darstellt, die die Protestanten als der Idee Christi in der Bibel entgegen ablehnen; aber andererseits wird auch aus der Lehre vom mystischen Leib klar, daß die Kirche ein wohlgeordneter und geregelt tätiger Organismus sein muß“.

Anpassung des Kirchenrechts

Eine andere Möglichkeit eröffne sich in der Zeitanpassung des Kirchenrechts. Es gebe ein göttliches, und darum unveränderliches Recht, wie z. B. den Bestand des Episkopats und des Primats in der Kirche, die Unauflöslichkeit der Ehe. Daneben gebe es andere Gesetze menschlichen Ursprungs, „die bloße Ergebnisse der Lage und Bedürfnisse anderer, früherer Zeiten, darum für den modernen Menschen heute schwer verständlich sind. Deshalb die Aufgabe der Zeitanpassung der kirchlichen Disziplin an die Bedürfnisse und die Mentalität unserer heutigen Zeit.“ Papst Johannes XXIII. habe in seiner Enzyklika *Ad Petri Cathedram* ausdrücklich davon gesprochen, auch Pius XII. habe die Aufgabe gesehen und erklärt: „Es braucht einfach Mut dazu.“

Zur Ernennung des Bischofs von Brixen zum Apostolischen Administrator von Trient

Papst Johannes XXIII. hat mit Dekret der Konsistorialkongregation vom 10. Februar 1961 den Bischof von Brixen, Dr. Josef Gargitter, zum Apostolischen Administrator der Erzdiözese Trient

ernannt. Das Ernennungsdekret wurde am 20. Februar nach der Rückkehr von Bischof Gargitter von einem längeren Aufenthalt in Rom bekanntgegeben. Bischof Gargitter hatte in Rom an einer Tagung der Konzilskommission für die Bischöfe und die Leitung der Diözesen, deren Mitglied er ist, teilgenommen. Am vorausgehenden Samstag war Bischof Gargitter vom Papst in Privataudienz empfangen worden.

Wie zu erwarten war, hat die Ernennung von Bischof Gargitter über die Grenzen der beiden betroffenen Diözesen hinaus Aufsehen erregt und nicht nur in den Südtiroler Zeitungen, sondern auch in der Presse des Auslandes ein lebhaftes Echo gefunden.

Das Interesse der lokalen und internationalen Presse hatte vornehmlich zwei Gründe: Erstens erfolgte die Ernennung gerade zu einem Zeitpunkt, an dem das Problem Südtirol als europäisches Politikum, bedingt durch die Ereignisse während der letzten Monate, im Vordergrund stand. Zweitens stellt die Ernennung des Bischofs von Brixen zum Apostolischen Administrator der Nachbardiözese auch rein kirchlich ein außergewöhnliches Ereignis dar, dies um so mehr, als die Übernahme der Regierungsgewalt nicht auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt wurde und mit dem Tode des Erzbischofs de Ferrari nicht automatisch erlischt. Die wenn auch nur vorübergehende Vereinigung zweier Diözesen unter der Leitung eines Bischofs bedeutet für die moderne kirchliche Praxis eine Ausnahme, die durch Hinweise auf ähnliche Ereignisse in früheren Zeiten keine genügende Erklärung findet. Dieser Ausnahme kommt um so mehr Gewicht zu, als es sich um zwei Diözesen handelt, die in einem politischen Brennpunkt stehen und dazu noch eine sehr verschiedenartige Struktur aufweisen.

Das Gebiet der heutigen Diözese Brixen umfaßt den Südtiroler Rest der ehemaligen Großdiözese Brixen, die neben dem Südtiroler Gebiet auch noch den größten Teil von Nordtirol und ganz Vorarlberg umfaßte. Es zählt heute nicht mehr als 110 000 Katholiken, von denen der weitaus größere Teil der deutschen Bevölkerungsgruppe angehört. Die Erzdiözese Trient hat etwa 630 000 Katholiken und umfaßt neben dem rein italienischsprachigem Gebiet der Provinz Trient auch den größeren Teil der ehemals rein deutschen Provinz Bozen mit den beiden wichtigen Städten Bozen und Meran.

Im Jahre 1956 wurde für den deutschen bzw. für den Südtiroler Anteil der Erzdiözese Trient ein eigener Weihbischof mit Sitz in Bozen in der Person von Msgr. Heinrich Forer ernannt. Diese Ernennung hat damals in Italien und Österreich und vor allem in Südtirol selbst nicht weniger Staub aufgewirbelt als die Ernennung des Bischofs von Brixen zum Apostolischen Administrator von Trient. In dem damaligen Ernennungsdekret hieß es nämlich, die Konsistorialkongregation behalte sich die Übertragung weiterer Rechte „einschließlich der Rechte und Pflichten eines Residential-Bischofs“ an den neuernannten Weihbischof vor. Den örtlichen Stellen war damals klar, daß die Ernennung im Zusammenhang stand mit der Absicht des Vatikans, eine Neuregelung der

Diözesanverhältnisse im Gebiet der oberen Etsch herbeizuführen. Die Übertragung der in Aussicht gestellten Rechte an den neuen Weihbischof ließ jedoch bis heute auf sich warten. Wir erwähnen dieses Ereignis deswegen, weil es offenbar mit der jetzigen Ernennung von Bischof Gargitter in einem ursächlichen Zusammenhang steht, ein Umstand, der in den Pressemeldungen meist übersehen worden ist.

Reaktionen

Im Lande selbst war die Reaktion unterschiedlich. Die Bozener italienische Tageszeitung „Alto Adige“ nannte die Ernennung von Bischof Gargitter einen „Blitz aus heiterem Himmel“ und brachte damit, wenn auch in verhaltener Form, den Unmut gewisser italienischer Kreise in Bozen und Trient zum Ausdruck. Die Ernennung eines deutschsprachigen Bischofs zum Apostolischen Administrator eines mehrheitlich italienischen Gebietes, gerade in einer Zeit, in der sich die Schwierigkeiten zwischen den beiden Volksgruppen immer mehr verschärfen, hat in diesen Kreisen befremdend gewirkt. Die übrige italienische Presse äußerte sich vorsichtiger und mit jenem Anflug von Respekt, mit dem die nichtkatholisch orientierte Presse Italiens kirchlichen Ereignissen zu begegnen pflegt (vgl. „La Stampa“, 20. 1. 61, und „Corriere della Sera“, 21. 1. 61). Im wesentlichen enthielt man sich einer eigenen Stellungnahme und begnügte sich mit dem Hinweis auf die maßvolle Haltung des Brixner Bischofs im Südtirolkonflikt; man vergaß auch nicht, zu bemerken, daß diese Haltung bei den „Kleriko-Nationalisten auf beiden Seiten des Brenners“ auf Widerstand gestoßen sei („La Stampa“, 21. 2. 61). Von zurückhaltender Sachlichkeit ist der Kommentar der deutschsprachigen Südtiroler Tageszeitung „Dolomiten“. Sie hebt unter Hinweis auf das Ernennungsdekret den rein kirchlichen Charakter des Ereignisses hervor und betont das Ansehen, das der Bischof im Lande und bei der Kurie genießt („Dolomiten“, 20. 2. 61). Die APA erwartet sich von der Ernennung des Bischofs eine Verstärkung seines mäßigenden Einflusses auf die Lage in Südtirol. Die übrige deutschsprachige Presse, so die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ und die „Neue Zürcher Zeitung“, betonen die hohe Wertschätzung von Bischof Gargitter durch den gegenwärtigen Papst und die Tatsache, „wie die katholische Kirche ihre Würdenträger allein auf Grund der Begabung ohne Rücksicht auf Herkunft und Volkszugehörigkeit ausbildet“ (Neue Zürcher Zeitung, 23. 2. 61). Die hier gestreiften Hinweise haben zweifelsohne alle ihre Richtigkeit. Doch dürfte für die Entscheidung der Kurie eine Reihe von Faktoren bestimmend gewesen sein, die sich freilich entsprechend den delikaten politischen und kirchlichen Verhältnissen in diesem Gebiet nicht so leicht feststellen lassen.

Gründe

Zunächst ist ohne Zweifel das hohe Ansehen von Bischof Gargitter nicht nur in seiner eigenen Diözese, sondern auch bei der römischen Kurie für dessen Ernennung entscheidend gewesen. Der neue Apostolische Administrator, der bereits im Alter von 35 Jahren zum Bischof von Brixen ernannt worden war, hat seither sehr segensreich für die religiöse Erneuerung seiner Diözese gewirkt, besonders durch die Reorganisation der verschiedenen kirchlichen Verbände und durch seine Bemühungen um die religiöse und menschliche Bildung der Erwachsenen, die

in einem Lande wie Südtirol, das sich in einem verspäteten, aber raschen gesellschaftlichen und religiösen Umbruch befindet, von besonders weittragender Bedeutung ist. Dabei hat er sich mit Erfolg bemüht, sich aus den verschiedenen politischen Strömungen im Lande herauszuhalten, ohne dabei auf wiederholte Hinweise auf das Recht des Eigenlebens der deutschsprachigen Bevölkerung zu verzichten. Mit viel Energie bemühte er sich um die Besserung der sozialen Verhältnisse in Südtirol. Sein Sozialhirtenbrief vom vorigen Jahr legt für diese Bemühungen Zeugnis ab. Er gibt darin nicht nur die Mittel an zur Überwindung der schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Lande, sondern warnt zugleich beide Volksgruppen vor jeder Form des Extremismus. Es muß jedoch vermerkt werden, daß der Bischof dabei nicht die uneingeschränkte Zustimmung der deutschen Bevölkerung und besonders der Jugend fand. Die „Neue Zürcher Zeitung“ trifft den Nagel auf dem Kopf, wenn sie schreibt: „Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Scharfmacher diesseits und jenseits des Brenners mit der Einstellung Msgr. Gargitters unzufrieden sind.“ Im Hinblick auf die gespannten Verhältnisse im Lande war das hohe Ansehen des Bischofs für dessen Ernennung jedoch ohne Zweifel entscheidend. Diese Vermutung findet übrigens eine Bestätigung in einem Schreiben des verstorbenen Kardinals Mimmi an den bisherigen Erzbischof von Trient, in dem der Kardinal auf „die besonders schwierigen Verhältnisse“ und die „betonte Trennung zwischen den ethnischen Gruppen“ hinweist.

Kenner der Verhältnisse nennen jedoch noch einen weiteren Umstand. Das hohe Alter und die lange Krankheit des Erzbischofs de Ferrari erlaubten diesem nicht mehr die volle Ausübung seiner pastoralen Verpflichtungen. Bei den besonderen Verhältnissen in der Diözese, in der der deutsche und der italienische Teil mit jeweils voneinander unabhängigen Generalvikaren an der Spitze ein fast unabhängiges Dasein führen, bedeutet dies auf längere Zeit einen Schaden für das religiöse Leben. Die Kurie kennt den neuen Apostolischen Administrator als überaus energischen Bischof, der beim Volk sich Achtung zu verschaffen und beim Klerus sich durchzusetzen versteht. Wenngleich er die beiden bisherigen Generalvikare der Erzdiözese in ihren Ämtern bestätigt hat, weisen einige Neuernennungen darauf hin, daß sich die Kurie darin nicht getäuscht hat.

Ein letzter, rein sachlicher Grund muß genannt werden. Die Kurie wollte offenbar mit dieser Ernennung der Neuordnung der Verhältnisse und Grenzen der beiden Diözesen näherkommen. Das Gebiet des ehemaligen deutschen und italienischen Tirol ist heute kirchlich in drei Teile geteilt: das Erzbistum Trient, das Bistum Brixen und die Apostolische Administratur Innsbruck-Feldkirch. Innsbruck-Feldkirch umfaßt den österreichischen Teil der früheren Diözese Brixen. Es untersteht direkt der Leitung des Apostolischen Stuhles. Vor der Errichtung einer eigenen Diözese ist man bisher offenbar aus Rücksicht auf die ehemaligen politischen Grenzen zurückgeschreckt. Schwieriger noch ist eine Neuregelung der Verhältnisse in den beiden Südtiroler Diözesen. Die Trennung des kleinen Landes in zwei Diözesen bringt aber manche Nachteile für das kirchliche Leben mit sich. Durch die Zusammenlegung des ehemals rein deutschen Gebietes zu einer einzigen Diözese ließen sich Kräfte sparen und die kirchliche Verwaltung vereinfachen.

Der erste Versuch einer solchen Zusammenlegung geht

bereits auf die zwanziger Jahre zurück. Der Versuch scheiterte aber damals am Widerstand der italienischen Regierung.

Die Ernennung von Weihbischof Forer zum Weihbischof in Bozen wurde als ein weiterer Versuch in dieser Richtung verstanden. Wie schon erwähnt, haben sich die Erwartungen aber nicht erfüllt. Mangel an Bereitschaft gewisser weltlicher und kirchlicher Kreise war dabei ohne Zweifel ausschlaggebend. In der Bestellung des Bischofs Gargitter zum Apostolischen Administrator von Trient darf man wohl einen weiteren Schritt des Vatikans erblicken, zu einer Neuregelung zu kommen. Wenigstens ergibt sich auf diese Weise die Möglichkeit einer engeren Zusammenarbeit zwischen den deutschen kirchlichen Stellen in Brixen und Trient, unbeschadet der Interessen der italienischen Bevölkerung in den beiden Diözesen.

Die italienischen Bischöfe und die „apertura a sinistra“

Die Auseinandersetzung um die „apertura a sinistra“ in Italien ist seit Sommer vorigen Jahres in ein neues Stadium getreten. Zwei Ereignisse waren dafür entscheidend: die Bildung der neuen Regierung unter Fanfani und der Ausgang der Gemeindevahlen im November vergangenen Jahres. Fanfani gelang die Bildung der Regierung nach einer der längsten Regierungskrisen und nach dem Sturz Tambronis durch die eigene Partei, nachdem die Parteien der Mitte durch die Ereignisse von Genua, wo sich äußerste Linke und äußerste Rechte im Straßenkampf gegenüberstanden, gewarnt waren. Nach der Niederlage Fanfanis vor zwei Jahren und dem darauffolgenden Verzicht auf die Führung der Partei war dessen Rückkehr an die Regierung nicht ohne Überraschungen und Vorbehalte vor sich gegangen. Die Not der Zeit veranlaßte aber offenbar auch die Liberalen, die traditionellen Gegner der christlich-demokratischen Linken, zwischen zwei Übeln das geringere zu wählen. Fanfani hatte seinen Standort schon immer auf dem linken Flügel der Partei, wenngleich er nach wie vor aus taktischen Gründen um einen Ausgleich zwischen rechts und links bemüht war. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß Fanfani und seine Parteigänger die Zeit für gekommen sehen, nach einer wenn auch bloß taktischen Unterstützung durch die Linksozialisten Ausschau zu halten. Fanfani ist offenbar geneigt, einen Schritt weiter zu gehen als sein Parteifreund Moro, der gegenwärtige Parteisekretär der Democrazia Cristiana. Ob Fanfani und seine Anhänger auf die demokratische Ehrlichkeit der Nenni-Sozialisten große Stücke halten, darf wohl in Frage gestellt werden. Entscheidend für ihre Haltung dürfte allein die Tatsache sein, der sich in Italien niemand — auch nicht die Katholiken — entziehen kann, daß eine wenigstens stillschweigende Unterstützung durch die Nenni-Sozialisten die *conditio sine qua non* für eine regierungsfähige Mehrheit darstellt.

Das zweite Ereignis bildete das Ergebnis der Gemeindevahlen vom November vorigen Jahres. Wie erwartet, brachten diese zwar keine großen Verschiebungen in den Gemeinden Italiens mit sich, immerhin aber doch ein leichtes Ansteigen der äußersten Linken mit geringen Verlusten der Parteien der Mitte. Trotz der geringen Verschiebungen wirkte das Wahlergebnis wie ein Schock, nicht zuletzt auf die italienischen Katholiken und die Hierarchie. Das weitere Ansteigen der Linksparteien, vor allem der Kommunisten, schien unaufhaltsam. Man glaubte, daß die

Kommunisten der Machtergreifung um einen weiteren Schritt nähergekommen seien.

Die Wahlergebnisse gestalteten die Bildung der „giunte“ gerade in den großen Städten Italiens äußerst schwierig. Die Parteien der Mitte verfügten in vielen Städten über keine ausreichende Mehrheit. Man darf der Democrazia Cristiana nicht den Vorwurf machen, sie habe sich leichtfertig zur Bildung von Stadtausschüssen mit Unterstützung der Nenni-Sozialisten entschlossen. Wenn sie sich dennoch dazu entschloß, so deswegen, weil man eine wenigstens stillschweigende Unterstützung durch sie einer kommissarischen Stadtverwaltung vorzog. So kam es zu den bekannten Linkskoalitionen u. a. in Mailand, Genua und Florenz.

Das dritte Ereignis, das in derselben Richtung liegt, ist der Rücktritt der Regionalregierung in Sizilien am 1. März 1961. Diese kam als Nachfolgerin der Rechts-Links-Koalition Milazzos (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 416 ff. und 518) an die Macht. Sie setzte sich zusammen aus christlichen Demokraten, Monarchisten, Liberalen und Neofaschisten unter der Leitung des unabhängigen Barons Majorana, eines ehemaligen Milazzianers. Der Grund für die Regierungskrise in Sizilien ist bei der Democrazia Cristiana selbst zu suchen. Diese wollte offenbar klare Verhältnisse schaffen und nach einer Koalition der Mitte streben. Dies ist verständlich, da die bisherige Regierung nach zwei Seiten hin gebunden war. Unter Milazzo hatten sich die Kommunisten nicht nur in der Verwaltung und den verschiedenen wirtschaftlichen Körperschaften festgesetzt, sondern auch die meisten Sitze in den Parlamentsausschüssen erobert. So war die gesetzgeberische Tätigkeit der Regierung durch die Ausschüsse blockiert. Auf der anderen Seite war die Unterstützung der Neofaschisten auf die Dauer unerwünscht, weil sie das Ansehen der Regierung kompromittierte.

Bereits anläßlich der Gemeindewahlen im November hatte Generalsekretär Moro in Aussicht gestellt, klare Verhältnisse zu schaffen, indem er ankündigte, die Democrazia Cristiana würde sich künftighin jeder Zusammenarbeit mit Links- und Rechtsextremisten entziehen. Diesen Wunsch wiederholte Moro vor kurzem vor dem Nationalrat der Partei. Die Fanfani-Gruppe und die Gewerkschafter innerhalb der Partei erfüllten — wahrscheinlich etwas voreilig — den Wunsch und weigerten sich, weiterhin an den Sitzungen des Regionalausschusses teilzunehmen. Daraufhin reichten die Vertreter der Neofaschisten ihre Demission ein.

Wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, läßt sich schwer voraussagen. Moro will offenbar sein Versprechen wahr machen und zur Bildung einer Regierung der Zentrumsparteien nach römischem Muster auffordern. Doch dürfte die „Neue Zürcher Zeitung“ recht behalten, wenn sie meint, es sei ein „frommer Wunsch, wenn Moro den Zusammenschluß der demokratischen Mitte in Aussicht nimmt“ (Neue Zürcher Zeitung, 5. 3. 61). Tatsächlich würde eine solche Koalition selbst unter Einschluß der Milazzianer, der indessen fraglich bleibt, über keine ausreichende Mehrheit verfügen. Das Verhalten der Fanfani-Gruppe und der christlichen Gewerkschafter legt die Vermutung nahe, daß die Linke innerhalb der Democrazia Cristiana entschlossen ist, wenn nötig auch mit Unterstützung der Linksozialisten, eine Koalition einzugehen. Dies würde bedeuten, daß die Zusammenarbeit mit der Linken von der Gemeindeebene auf die Regionalebene übertragen würde.

Entsprechend dieser Entwicklung in der Democrazia Cristiana und in den Ausschüssen wuchs in letzter Zeit der Widerstand der italienischen Bischöfe, die hierin von der Katholischen Aktion unterstützt werden, gegen jede Form der Zusammenarbeit mit der Linken. Aus der Fülle der kirchlichen Stellungnahmen seien hier drei besonders hervorgehoben, die jeweils einen ganz bestimmten Bezug zu den erwähnten Ereignissen haben.

Die Stellungnahme Kardinal Montinis...

Als erster nahm der Erzbischof von Mailand, Kardinal Montini, in einem Hirten Schreiben vom 4. Juni 1960 gegen eine mögliche Öffnung nach links Stellung (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 543 f.). Der Erzbischof erinnerte an das Dekret des Heiligen Offiziums gegen den Kommunismus, das auch jetzt noch uneingeschränkte Geltung habe. Auf die konkrete Situation eingehend, meinte der Kardinal, eine Öffnung nach links könne „im gegenwärtigen Augenblick und in der zur Zeit beabsichtigten Form“ von der Kirche nicht gebilligt werden; denn dieser Weg könne dazu führen, „daß diejenigen sich der Demokratie bemächtigen könnten, die ihre erklärten Feinde sind“.

Der Hirtenbrief erschien übrigens in der Zeit des Übergangs von Tambroni zu Fanfani. Er gestattet deshalb auch einen indirekten Schluß auf die Haltung der Kirche gegenüber den einzelnen Flügeln innerhalb der christlichen Demokraten selbst. Dieser Zusammenhang und der Wortlaut des Briefes, in dem der Kardinal ausdrücklich auf „die eventuellen politischen Folgen“ seines Schreibens hinwies, lassen erkennen, daß sich die Kirche gegenüber der politischen Entwicklung in Italien nicht mehr nur mit grundsätzlichen Stellungnahmen begnügt.

...und die des sizilianischen Episkopats

Ein weiterer Vorstoß der Kirche erfolgte mit der Erklärung der sizilianischen Bischöfe vom 22. Februar 1961. Die Erklärung, die im „Osservatore Romano“ (23. 2. 61) auszugsweise veröffentlicht wurde, umfaßt folgende Punkte:

1. Die sizilianischen Bischöfe verurteilen unter Hinweis auf die Ermahnungen des Heiligen Stuhles und der italienischen Bischöfe den Kommunismus und „dessen Verbündete, die Sozialistische Partei Italiens und die Christlich-soziale Union Siziliens“.
2. Sie mißbilligen die Bildung von Ausschüssen unter Mitwirkung der Linken in den Gemeinden und der Region, weil diese „weder nützlich noch notwendig“ seien.
3. Eine eventuelle künftige Nützlichkeit oder Notwendigkeit würde die Bildung solcher Ausschüsse niemals rechtfertigen, „sofern dies zur Aufgabe von Prinzipien und zur Verwischung von Grundsätzen“ führen müßte.
4. „Die Erzbischöfe und Bischöfe Siziliens werden deshalb ihr Verhältnis zu den verschiedenen Stadtverwaltungen und den politisch-sozialen Bewegungen der Katholiken von der Beachtung oder Nichtbeachtung dieser Erklärung abhängig machen.“

Durch die in dieser Erklärung ausgesprochene Bezugnahme auf die politischen Verhältnisse und die Tatsache, daß die in Frage kommenden Parteien ausdrücklich genannt werden, unterstreichen die Bischöfe ihre Verpflichtung, jede Schwenkung nach links in Sizilien zu verhindern. Unter

Beachtung des Zeitpunktes, an dem die Erklärung abgegeben wurde, drängt sich die Vermutung auf, daß die bischöfliche Erklärung — wenigstens indirekt — die Krisenmacher vom linken Flügel zur Ordnung rufen und die Regierung Majorana retten wollte.

Die ausdrückliche Nennung auch der „christlich-sozialen“ Milazzianer unterstreicht die Sorge der Bischöfe um die politische Einheit der Katholiken.

Die kaum verhüllte Drohung an die Democrazia Cristiana, ihr im Falle des Zuwiderhandelns die Unterstützung zu entziehen, stellt in ihrer Art ein Novum für das Verhältnis von Kirche und Democrazia Cristiana dar, das unter Umständen weitreichende Folgen haben könnte. Offenbar handelt es sich hier um einen letzten Versuch, einerseits die Linke abzuwehren, andererseits die Einheit der katholischen Front zu erhalten.

Die Auseinandersetzung zwischen Kardinal Siri und Generalsekretär Moro

Dieser Auseinandersetzung folgte bald eine weitere. Vor Beginn der Tagung des Nationalrates der Christlichen Demokraten richtete Kardinal Siri als Vorsitzender der zuständigen Bischofskommission ein Schreiben an Generalsekretär Moro. Das Schreiben, das ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, wurde u. a. auch vom „Quotidiano“, dem offiziellen Organ der Katholischen Aktion Italiens, im Wortlaut veröffentlicht. Der Brief, dessen Inhalt sich im wesentlichen mit der Erklärung der sizilianischen Bischöfe deckt, schließt wie folgt: „Im Namen Gottes fordere ich Sie auf, von Ihrer Verantwortung Gebrauch zu machen.“

Trotz dieses beschwörenden Tones hat sich der Nationalrat der Partei für die Weiterführung der Koalitionen mit der Linken ausgesprochen. Er hat es zunächst auch sorgfältig vermieden, den Bischöfen gegenüber Stellung zu nehmen. Erst am 3. März erschien im „Popolo“ ein Leitartikel aus der Feder des Generalsekretärs, in dem er klarzustellen versucht, daß es sich bei den Koalitionen in den Gemeinden nur um eine administrative und keine politische Zusammenarbeit mit der Linken handelt. Von einer „apertura a sinistra“ könne deswegen noch gar keine Rede sein. Zudem seien weitere Verhandlungen von der Zusicherung folgender Garantien abhängig: Verteidigung der Demokratie gegen alle Totalitarismen, Treue zu den außenpolitischen Verpflichtungen Italiens, Einbeziehung Italiens in den freien Westen, „Anerkennung der religiösen und moralischen Traditionen des italienischen Volkes“. In dieser „politischen Klarstellung“ ist ohne Zweifel ein Einlenken der Partei gegenüber den Bischöfen festzustellen. Was Moro von einer politischen Zusammenarbeit fordert, ist ungefähr das gleiche, was auch die Bischöfe fordern. In der Klarstellung von Moro ist aber kein Nachgeben der Partei im Hinblick auf die „administrative“ Zusammenarbeit mit der Linken festzustellen.

Der Episkopat ist sich hingegen bewußt, daß sich besonders in Italien eine Trennung zwischen administrativer und politischer Zusammenarbeit nicht durchführen läßt und daß durch ein Nachgeben auf Gemeindeebene der Linken auch auf politischer Ebene der Boden bereitet würde. Eine wirkliche Klärung wäre nur zu erwarten, wenn Nenni die gewünschten Garantien tatsächlich gäbe. Das kann sich dieser aber im Hinblick auf die Wähler und die eigene Partei kaum leisten.

Der portugiesische Episkopat vor den nationalen Problemen

Der Erzbischof von Lissabon, Kardinalpatriarch Cerejeira, hat am 30. Januar 1961 an den Präsidenten der USA einen Brief gerichtet, der sich auf den

politischen Piratenstreich des portugiesischen Oppositionspolitikers Henrique Galvão (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 310) auf dem portugiesischen Luxusdampfer „Santa Maria“ bezieht. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Indem ich an die Grundsätze der Gerechtigkeit und Humanität und an die edlen Gefühle des nordamerikanischen Volkes appelliere, dessen würdiger Präsident Ew. Exzellenz ist, bitte ich Sie im Namen des ganzen portugiesischen Episkopats, Verfügungen zu treffen, daß zusammen mit den Passagieren der ‚Santa Maria‘ auch jenen Angehörigen der Besatzung die volle Freiheit der Ausschiffung gegeben wird, die das Schiff zu verlassen wünschen. Die amerikanischen Behörden sollten garantieren, daß niemand von der Besatzung zum Verbleiben auf dem Schiff gezwungen wird. Die Besatzung der ‚Santa Maria‘ besteht gänzlich aus Portugiesen, die unsere geistlichen Söhne sind, und wir haben die Pflicht, ihnen in einem so schwerwiegenden Augenblick, der für sie tragische und fatale Folgen haben kann, beizustehen.“

Der handgeschriebene Brief wurde vom Sekretär des Patriarchen dem amerikanischen Botschafter in Lissabon zur Weiterleitung übergeben. Es ist wohl das erstmalig in der Geschichte der neueren Zeit und ohne diplomatische Parallele, daß sich ein katholischer Kirchenfürst offiziell und unmittelbar an ein fremdes Staatsoberhaupt wendet. Die „New York Times“ (31. 1. 61) schrieb dazu: „Das Ansuchen Kardinal Cerejeiras ist nur der Höhepunkt einer Flut von Appellen, die der US-Botschaft aus ganz Portugal zugegangen sind.“

Die portugiesischen Kolonien

Seit den in den Vereinten Nationen vorgetragenen Angriffen gegen die portugiesische Kolonialpolitik geht durch das Land eine Welle des Nationalismus, der sich auch der Episkopat nicht ganz entziehen konnte. Die drei Metropolen (von Braga, Lissabon und Évora) haben nach einer gemeinsamen Sitzung in Lissabon am 13. Januar 1961 eine Verlautbarung veröffentlicht, in der es heißt:

„Im Bewußtsein ihrer pastoralen Verantwortung erinnern die Metropoliten die Gläubigen daran, daß ihnen die offensichtlichen Pläne Gottes mit dem portugiesischen Vaterland anvertraut sind. Die providentielle Linie unserer Geschichte machte uns seit vielen Jahrhunderten zu Werkzeugen des Herrn in der Evangelisierung eines beträchtlichen Teiles der Welt in Amerika, Afrika, Asien und selbst Ozeanien. Und die Kirche hat diese Mission immer bestätigt... Die Ausdehnung des portugiesischen Vaterlandes über die verschiedenen Teile der Welt gehorchte von Anfang an einem Ideal der menschlichen Verbrüderung innerhalb der christlichen Kultur... Christliche Kultur bedeutet: Ehrfurcht vor der menschlichen Würde, Wiedereinsetzung des Naturrechts, Aufrichtung der Autorität, Garantie für Recht und Freiheit, Förderung von Wirtschaft und Zivilisation, Unterdrückung von Aberglaube und Furcht, Verbrüderung der Rassen und Kulturen, Schutz der Schwachen. Die Bewahrung und Weiterentwicklung der Erbschaft, die Portugal nach der Meinung des ganzen Volkes von der Vorsehung anvertraut worden ist, liegt im Sinn seiner Geschichte und hat die Bedeutung

und den Wert eines Dienstes am Menschen, an der Familie, an der Gesellschaft, an der Ordnung, an der Kultur, am Fortschritt und an der Welt. In dieser Stunde, in der das Abendland in der Anarchie von Ideen, im Zweifel gegenüber Rechten und Pflichten, in der Faszination von Mythen, im Zusammenbruch der moralischen Tabus des Dekalogs, im Irrewerden an gerechten Grundsätzen aus unreifer Großzügigkeit, in der Unterschätzung der christlichen Werte und dem Verzicht auf ihre Verteidigung sein Selbstbewußtsein verloren zu haben scheint, ist sich Portugal seiner evangelisatorischen und zivilisatorischen Mission bewußt. Es leidet, wenn es sieht, wie diese Mission verkannt und mißachtet wird, und es ist sogar versucht, ihr untreu zu werden. In dieser schweren Stunde der Nation erheben wir unsere Herzen und unseren Geist zu Gott. Seit den ersten Zeiten der Kirche ist es Tradition, für die staatliche Autorität zu beten, die zum Schutz und zum Fortschritt des Gemeinwohls eingesetzt ist. In allen heiligen Messen wird täglich für jene gebetet, denen die schwere Bürde aufgeladen ist, über das nationale Interesse und die nationalen Pflichten zu wachen . . .“

Aus den Missionen

Daß in den Missionen die religiöse Schulung der Laien zum Apostolat nachhaltig gepflegt werde. Missionsgebetsmeinung für Mai 1961

Die verhältnismäßig geringe apostolische Aktivität der Laien in den Missionen ist eine Erscheinung, die besonders jenen Besuchern aus europäischen Ländern auffällt, die selbst in apostolischen Bewegungen führend tätig sind.

Msgr. Cardijn, der gewiß nicht blind ist gegenüber dem Versagen von Massen katholischer Laien in der altchristlichen Welt, war bei den weltweiten Reisen, die er zur Gründung und Entfaltung der Christlichen Arbeiterjugend machte, von dieser Erscheinung so beeindruckt, daß er öfter erklärte: „Die Laien (in den Missionen) sind nicht apostolisch eingestellt.“ Die Enttäuschung über den Mangel apostolischen Elans bei den Laien ist um so größer, als man sich vor der Abreise nach Übersee vorgefaßte Begriffe geformt hatte: Die Missionen sind erobernde Kirche, deshalb im Gegensatz zur altchristlichen Welt, in der das Christentum sich mühsam gegen den Säkularisierungsprozeß verteidigt und auf Erneuerung sinnt, in ihrem ganzen Geist und in allen ihren Gliedern dynamisch. Man hat erhofft, sich an taufrischem, sendungsbewußtem Glauben erlaben zu können. Und nun stellt man — wenigstens bei oberflächlichem Hinsehen — fest, daß eigentlich nur der Klerus mit seinen Hilfskräften erobernd tätig ist, und dies auch nur in geringem Umfang, weil er durch die Seelsorge übermäßig beansprucht wird, während die Masse der Katholiken sich nur „betreuen“ läßt. Katecheten, Schulfachleute, Theologen aus dem Westen, die das Schulwesen der Missionen studieren, fanden, daß es auf allen Bildungsstufen zu wenig Bedacht nehme, eine apostolische Geisteshaltung zu formen. Eine führende Persönlichkeit aus der kirchlichen Sozialarbeit, die jüngst nacheinander eine Reihe von großen Missionszentren Asiens kennenlernte, brachte als Gesamteindruck mit, daß die Missionen vom Klerus noch immer patriarchalisch regiert würden und daß die Mission Kirche neben dem Volk sei. Man beginne, vielfach zu spät, sich umzustellen. — Für Afrika wurde in den letzten Jahren von Missionswissenschaftlern öfter hervorgehoben, daß die Glaubensboten, vor allem die älteren Missionare, sich

schleunigst von dem System des Paternalismus lösen müßten, da seine Zeit vorbei sei, und ein Priester, der sich in Europa mit großem Erfolg viele Jahre um eine sinnvolle Koordinierung des akademischen Laienapostolats in Übersee mit jenem der altchristlichen Länder bemüht hatte, stellte vor einiger Zeit in einer Versammlung von Fachleuten des Missionswesens fest, daß die aus den farbigen Ländern kommenden katholischen Studenten meist ohne apostolischen Geist nach Europa kämen, weil man sie nicht zur Übernahme von Verantwortung erzogen hätte. Die Missionen seien noch zu sehr klerikalisiert, um einer echten Laienbewegung Raum geben zu können.

Äußere Hindernisse für die Entwicklung des Laienapostolats

In diesen Äußerungen muß man, um das Problem des Laienapostolats genauer analysieren zu können, mehrere Elemente klar unterscheiden. Zunächst die Einwirkung von außen. Die tiefgehende geistige, soziale und politische Umstellung in den Missionsländern verändert die hierarchischen Lebensordnungen von einst, in denen die Mission tätig war und an die sich die Glaubensboten aus äußerer und innerer (religiöser) Notwendigkeit anpassen mußten. Diese Lebensordnungen hatten, wie jede Sozialordnung, ihre Mängel. Aber es konnte nicht Aufgabe der Kirche sein, sie zu revolutionieren, vielmehr sie apostolisch zu durchdringen, damit sie sich christlich umformten. In den streng hierarchisch gegliederten Gesellschaften war zwar ein begrenztes Laienapostolat möglich, aber nicht ein solches in den Formen, wie sie unsere moderne westliche Lebensordnung gestattet und fordert. Vor allem war es jeweils begrenzt durch Gruppe, Stamm, Kaste usw. Der Priester nahm in der hierarchisch geordneten Gesellschaft, deren Spitze er vor allem zu gewinnen suchte, eine ehrenvolle Stellung ein, weil diese Gesellschaft stets ihre letzte Sinngebung aus religiös-sittlichen Ordnungsprinzipien erhielt. Die Gefahr bestand für ihn darin, daß er in seinem Verhalten der wachsenden Reife seiner Schutzbefohlenen zu christlichen Persönlichkeiten nicht genügend Rechnung trug und ihre apostolische Eigenverantwortung nicht entsprechend förderte. Diese Gefahr war um so größer, als die Kolonialmächte überall die Autorität des weißen Mannes stärkten und sie nach ihren Anschauungen auch vom Missionar herrscherlich ausgeübt wissen wollten. Schließlich war auch das westliche Überlegenheitsgefühl, dessen Korrelat die Geringachtung der örtlichen Kulturen in den Missionsländern war, eine ständige Versuchung für die Glaubensboten, das bequeme patriarchalische System routinemäßig durchzuhalten, als schon die ersten Anzeichen kommender großer sozialer und politischer Veränderungen sichtbar wurden. Mit der Übergangszeit seelsorglich fertig zu werden war eine überaus schwierige Aufgabe. Die älteren Missionare, vielfach verstreut auf dem Lande lebend, konnten sich kein richtiges Bild von der Entwicklung und ihrem voraussichtlichen Endstadium machen. Während in den Städten die Evolution schnell fortschritt, blieb auf dem Lande alles beim alten. Erst allmählich machte sich der Einfluß der modernen Stadtzivilisation auf dem Lande bemerkbar. Zwei völlig verschiedene Seelsorgssysteme mußten in jeder Mission angewandt werden, eines für die von der westlichen Zivilisation erfaßten Städte, das sich unseren westlichen Seelsorgsformen annäherte, eines für die noch patriarchalisch geordneten ländlichen Gebiete, das im wesentlichen tradi-

tionell war. Als nun die Städte anwuchsen und die Bewältigung immer neuer Sozial- und Seelsorgsprobleme gefordert wurde, mußte man immer mehr Priester vom Lande in die Städte ziehen. Diese brauchten viel Zeit, sich umzustellen, und den älteren von ihnen gelang dies nicht mehr hinreichend. Immer schneller aber stellten sich auch auf dem Lande die Umstellungsprobleme, und hier fehlte es dann an sachkundigen Priestern, nachdem die dynamischsten und anpassungsfähigsten schon von den Städten in Anspruch genommen waren. Unter solchen Verhältnissen mußte es äußerst schwierig, ja unmöglich sein, einheitliche Normen für das Laienapostolat auszuarbeiten und sich dabei der von den Kirchen des Westens eifrig angebotenen Rezepte zu bedienen.

Die sich überstürzenden Unabhängigkeitsbewegungen in den Ländern der farbigen Welt brachten dann neue Probleme. Wenn die Kirche im Ausbau des Laienapostolats zu „fortschrittlich“ war, geriet sie in Konflikt mit den Kolonialmächten, von denen sie weithin abhängig war. Eine umfassende Ausbildung zum Laienapostolat konnte aber nicht umhin, alle die Grundsatzfragen von Persönlichkeitsrecht, Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu behandeln, deren freimütige Erörterung den Kolonialregierungen höchst unangenehm sein mußte. So war es den Missionen der Kolonialära sehr schwer gemacht, vom Boden eines behördlich gehandhabten und gehüteten patriarchalischen Systems aus das Laienapostolat der neuen Zeit vorzubereiten. Am leichtesten war dies noch möglich, wo, wie in den englischen Kolonien oder in Teilen Französisch-Westafrikas, die Regierungen das unabänderlich Kommende etappenweise selbst mit vorbereiten halfen, am schwierigsten in Gebieten, in denen unkluges Zögern zu einem abrupten Umbruch führte. Ein Schulbeispiel für die politischen Schwierigkeiten, die eine Kolonialregierung gegen Versuche zur Bildung „mündiger“ Christen in einem noch nicht für mündig erklärten Volke bis kurz vor der Erklärung der Unabhängigkeit machte, ist Madagaskar. Man stelle sich auch vor, was heute in Angola, das die Portugiesen als „überseeische Provinz des Mutterlandes“ mit Klauen und Zähnen zu verteidigen bereit sind, geschähe, wenn dort die durch den *accordo missionario* eng an den Kolonialstaat gebundene Kirche aus dem „System“ ausbräche und versuchte, die einheimischen Laienchristen geistig auf die volle Übernahme der Funktionen eines modernen Laienapostolats in einem unabhängigen Angola vorzubereiten! Die Verhältnisse in Südrhodesien und der Südafrikanischen Union sind allzu bekannt, so daß hier nicht dargelegt zu werden braucht, warum der Aufbau eines wirksamen Laienapostolats der Nichtweißen dort auf außerordentliche Schwierigkeiten stößt.

Außer den Erschwernissen, die von dem Umbau bzw. der Auflösung der hierarchisch geordneten Gesellschaftsstrukturen ausgingen, muß man also alle die äußeren Hemmungen, die der Geist und die Praxis des Kolonialsystems der Entwicklung eines echten Laienapostolats bereiteten, wohl erwägen, wenn man ein kritisches Urteil über die Frage des Laienapostolats in den Missionen fällen will. Es wird dann klarer, warum die Kirche in der laienapostolischen Bewegung der Missionen mit den entsprechenden Bewegungen in Europa und Nordamerika nicht einfach gleichziehen konnte. Dann versteht man auch, daß die Kirche der zum Teil sehr plötzlich selbständig gewordenen Länder nicht sogleich über ein Laienapostolat verfügte, wie sie es lebensnotwendig brauchte. Es fehlte die äußere Möglichkeit seiner organischen Entwicklung. Schließlich

darf man nicht vergessen, daß in den Missionen 35—40 Millionen Katholiken, von denen viele Millionen Christen der ersten Generation sind, einer teilweise ungeheueren heidnischen Übermacht gegenüberstehen, die einer Entfaltung der Kirche vielgestaltigen Widerstand entgegensetzt. Die Einzelkirchen lebten zudem bisher in großer Streuung über halb Asien und über ganz Afrika hin, ohne gegenseitige direkte Fühlungnahme. Die Kolonialmächte trugen mit dazu bei, die an sich schon vorhandene geographische Isolierung der Kirchen durch ihre Politik, die eigenen Kolonien von jenen anderer Nationen abzuschirmen, zu verschärfen. Wenn der universalkirchliche Geist an der Wurzel eines seiner Aufgaben bewußten Laienapostolats liegen muß, so war es schwer, diesen Geist zu fördern, falls man den Christen das Erlebnis dieser Universalität nicht vermitteln konnte. Man muß die Akten des ersten asiatischen Kongresses für das Laienapostolat (Manila 1955) lesen, um zu verstehen, was es für die Abgesandten des südostasiatischen Raumes bedeutete, sich zusammen mit Vertretern der Katholischen Aktion aus dem Abendlande erstmalig als Glieder einer weltweiten Kirche begreifen zu lernen. Selbst in Afrika, wo die jungen Kirchen raummäßig sehr viel enger zusammenleben, kommt es jetzt erst zu einer zaghaften Annäherung der Kirchen, nachdem die von den Kolonialmächten gezogenen politischen Grenzen aufgeweicht werden und der Kontinent von einem Einheitsstreben erfaßt ist, das freilich noch im Kampfe mit einer Unzahl von Partikularismen liegt.

Damit sind die äußeren Schwierigkeiten für eine gesunde Entfaltung des Laienapostolats nicht erschöpft. Das Problem der Bildung einer religiösen Elite ist um so schwieriger zu lösen, je geringer der allgemeine Bildungsstand der Massen und je kleiner die Kirchengemeinschaft in einer Nation ist. In nur wenigen Missionen verfügt die Kirche über eine stärkere Bildungsschicht. In Asien ist dies durch die Widerstände bedingt, die eine kulturbewußte geistige Aristokratie dem Eindringen des Christentums entgegensetzte. In Afrika beträgt die Zahl der Gebildeten überhaupt vorläufig erst wenige Prozente der Gesamtbevölkerung. Die große Schar der Katholiken, die nur durch die Volksschulen der Mission gingen, kann sich sicher auch an fruchtbarem Apostolat beteiligen, desgleichen die Analphabeten. Schwieriger wird ihre Verwendung im spezialisierten Apostolat, wie es die Missionen heute brauchen. Auf jeden Fall verlangt die Schulung zum Apostolat in den Missionen sehr viel mehr Zeit und Geduld als in den altchristlichen Ländern. Die überlasteten Missionare werden geneigt sein, ihre Katechisten mit dem größten Teil dieser Bildungsarbeit zu belasten. Sie sehen andererseits ein, daß die Katechisten in den meisten Missionen nicht den Bildungsstand haben, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Man muß also Katechistenschulen einrichten, die eine mehrjährige Ausbildung vermitteln. Aber woher sollen die Gelder für den Unterhalt dieser Schulen kommen? Die Lösung der hier sichtbaren Aufgabe ist besonders dringend in Gebieten, in denen die katholische Schule der Kirche genommen ist. Im übrigen kann der Katechist wohl eine gewisse apostolische Grundbildung vermitteln, nicht aber an die Spitze einer laienapostolischen Bewegung treten, die den Priestern helfen will. Denn obwohl man ihn als Laienapostel bezeichnen darf, weil er Laie ist, so übt er seine Tätigkeit doch im Sektor der Hierarchie als Organ des Priesters, als sein „verlängerter Arm“ aus. Die Bestrebungen, mit der Erteilung der niederen Weihen und eventuell der Diakonatsweihe in den Missionen, wo die

Not an Priestern am größten ist, den ersten Versuch zu machen, und zwar bei Katechisten, unterstreichen die Tatsache, daß der Katechist priesterliche Hilfsfunktionen ausübt. Letzten Endes muß sich also das Laienapostolat auf Laienchristen außerhalb der Sphäre der Hierarchie stützen, und hier beginnt von neuem das Problem der Elitebildung, zu dessen Lösung ausländische Berater beitragen können, ohne aber selbst die Führungsfunktion zu übernehmen.

Heidnische Umwelt

Die Frage, wie man die katholische Missionsschule, die heute fast überall durch den Anspruch der neuen Staaten auf das Erziehungsmonopol bedroht ist, so gestalten kann, daß den katholischen Schülern dort apostolischer Geist eingepflegt wird, berührt ein weiteres Element äußerer Erschwerung der Apostolatserziehung. In der nächsten Missionsgebetsmeinung („Daß in den Missionsschulen von katholischen Lehrkräften ganze Christen herangebildet werden“) wird auf diese Frage noch näher einzugehen sein. Die Schule sollte ein Apostolatmittel sein und nahm deshalb, besonders in Gebieten mit noch kleinen Christengemeinden, mehr heidnische als katholische Schüler auf, die dann durch den Geist der Schule zur Annahme des Christentums bewogen oder wenigstens zu einer objektiven Würdigung bzw. zu einer wohlwollenden Haltung gegenüber der Kirche geführt werden sollten. Die aus heidnischer häuslicher Umwelt kommenden katholischen Kinder lebten also auch in der christlichen Schule in enger Berührung mit der heidnischen Umwelt. Dies erforderte, wenn man den katholischen Geist der Erziehung sichern wollte, eine sehr sorgfältige Auswahl bzw. Heranbildung der Lehrkräfte, soweit sie nicht Priester und Ordensleute waren. Aber auch die besten katholischen Lehrer mußten Schwierigkeiten empfinden, in Schulen mit überwiegend nichtchristlichen Kindern der christlichen Minderheit eine erfolgreiche katholische Ganzheits-erziehung zu geben. Was hier notwendigerweise versäumt wurde, konnte auch durch das Elternhaus nicht gutgemacht werden, da die Eltern, vor allem in Afrika, die religiöse Erziehung ihrer Kinder meist ganz der Schule überlassen, nicht aus mangelndem gutem Willen, sondern weil sie aus der Welt der Stammeskulturen kommen, in denen die Erziehung der Jugend durch die objektive Einordnung in das Sozialgefüge des Stammes geschieht. Die hier angedeuteten Erziehungsprobleme potenzieren sich in den höheren Schulen, in denen man vor allem in Asien für den Unterricht in den weltlichen Schulfächern eine große Zahl heidnischer Lehrer beschäftigen muß, weil christliche Kräfte nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen. Die so wichtige nachschulische religiöse Weiterbildung der Jugend, vor allem ihre Anleitung zu praktischer apostolischer Betätigung, ging wegen des Mangels an geeignetem Personal und an Mitteln weithin über die Kräfte der Mission, besonders in Gebieten, wo die christlichen Kirchen eine Art von Schulmonopol (Belgisch-Kongo!) hatten und nur mit Anspannung aller Kräfte, selbst unter Vernachlässigung wichtiger Seelsorgsaufgaben, durch Eröffnung stets neuer Schulen dem wachsenden Bildungsbedürfnis und den Forderungen der Regierungen nach schnellster Ausbreitung des Schulwesens genügen konnten. So verließen Hunderttausende von Jugendlichen die christlichen Schulen, ohne in den kritischen Entwicklungsjahren eine den Notwendigkeiten entsprechende religiöse Weiterbildung zu erhalten. Die neuen

Staaten der farbigen Welt, die sich formal meist als religiös neutrale moderne Staaten konstituieren, wenn sie nicht gar einer totalitären Ideologie huldigen, sind wenig geneigt, die Schule privaten Schulträgern zu überlassen, wenn sie diese Schulen auch notgedrungen in einer Übergangszeit dulden. Man muß fast überall mit gesteigerter Einwirkung der Staaten auf die Schulprogramme rechnen, besonders in Hinsicht auf die Durchsetzung eines neuen, von eigenen Kulturvorstellungen bestimmten Nationalismus, in dem sich auch das Bestreben geltend macht, neubelebte heidnisch-religiöse Vorstellungen und Traditionen zur Untermauerung der nationalen Ideologie wieder wirksam werden zu lassen. Immer zahlreicher entstehen auch Staatsschulen, die als religiös-neutrale Schulen eingerichtet werden. Vielfach beschränkt man schließlich die Freiheit der christlichen Schulen in der Aufnahme der Schüler. Die christlichen Schulen werden in den Verteilungsplan der Unterrichtsanstalten eingeordnet und aufgefordert, in ihrem Einzugsgebiet alle Schüler jeden Bekenntnisses aufzunehmen. Dies alles ist geeignet, den Funktionswert der christlichen Schulen im Sinne christlicher Ganzheits-erziehung für die katholischen Kinder einzuschränken. Wenn diese Schulen dann noch, wie jetzt auf Ceylon, mit einem Federstrich beseitigt werden, muß die Missionskirche ihr ganzes Apostolatssystem überprüfen. Die Liturgie, die Katechese im Kirchenraum und das Elternhaus sind dann als die Schwerpunkte der Apostolatserziehung auszubauen. In den Schulen frei werdende Kräfte müssen sich der nachschulischen Erziehung stärker annehmen. Alle noch in den Staatsschulen gegebenen Möglichkeiten zur Ausübung christlichen Einflusses sind zu nutzen. Dazu gehört vor allem, daß man qualifizierte junge Männer und Frauen, die man sonst für die Tätigkeit an christlichen Schulen vorbereitet hätte, veranlaßt, an den staatlichen Seminarien die Lehrbefähigung für den Unterricht an diesen Schulen zu erwerben. Die Schulpolitik der Regierungen darf auf keinen Fall zu einer Getto-Haltung der Katholiken führen.

Innere Hindernisse für die Entwicklung des Laienapostolats

Neben den äußeren Hindernissen für die Entwicklung des Laienapostolats in den Missionen stehen die inneren. Hier sind zunächst die Hemmungen zu nennen, die der Klerus in den Missionen hat, wenn es sich darum handelt, den Laien Selbstverantwortung im Apostolat zu übertragen. Die Kirche kam in die meisten der modernen Missionen nur mit ihren hierarchischen Vertretern, nicht etwa gleichzeitig mit einer Gruppe von Laienaposteln. Zu den hierarchischen Vertretern rechnen wir hier auch die Angehörigen der Orden, die zwar auch Laien in ihren Reihen zählten, die aber keine Welt-Laien waren. Die Kirche erschien dementsprechend nur in ihrer geistlichen Führungsschicht. Die Missionare kamen als Glaubensboten, aber sie brachten die Kultur ihrer Heimat mit, die von den vorgefundenen Kulturen sehr verschieden war. Es stellte sich das Problem der Anpassung einer in einer fremden Kultur hochentwickelten Kirche an hochentwickelte oder an Primitivkulturen. Die Anpassung an die Hochkulturen gelang nicht. Die Gründe dafür gibt die moderne Missionsgeschichte. Die Anpassung an die Primitivkulturen wurde gelöst, indem man die Naturvölker zur europäischen Zivilisation emporzog. Und da die Kirche in die Hochkulturen nicht eindringen konnte, blieb nichts anderes

übrig, als diese mit unzureichenden Konzessionen an die kulturelle Umwelt weiter in ihrem europäischen Gewande zu verbreiten. Man tat dies mit gutem Gewissen, da man die christlich-europäische Kultur für die beste der Welt hielt, der sich die übrigen Kulturen beugen würden. Erst später, sehr spät drang ein vertieftes Bewußtsein über die Problematik dieser Haltung in die Führungskreise der Mission ein, als nämlich die europäische Zivilisation sich immer mehr von ihrer christlichen Wurzel löste und man gleichzeitig die nichtchristlichen Kulturen besser kennenlernte. Die ungelöste Akkommodationsfrage und die reichlich komplizierte sichtbare Gestalt der Kirche ermöglichten es nicht, bald das priesterliche Apostolat mit einem Kranz von Laienhelfern zu umgeben, die sicher und ohne Gefahr der Irrung den Glauben in die fremde Umwelt trugen. Wenn man den Missionschristen die Methoden der Ausbreitung der Kirche im Mittelmeerbecken als Beispiel des Laienapostolats vorhält, so muß man ihnen eigentlich auch die Schwierigkeiten nennen, die der Nachahmung dieses Beispiels durch sie im Wege stehen. Auf jeden Fall haben die oben angedeuteten Umstände der modernen Missionierung die Entwicklung des Laienapostolats bis heute außerordentlich gehindert. Und so kam es denn auch, daß der Klerus durch das von ihm entwickelte Katechistensystem nicht die Entlastung im Apostolat fand, die er eigentlich benötigte.

Ein zweites Element hemmender Art für die Entwicklung des Laienapostolats war in sehr vielen Missionen die Aussicht, durch Gewinnung der Führungsschichten, der Stammeshäuptlinge usw. das ganze Volk bzw. den ganzen Stamm zum Christentum bekehren zu können. Wenn dies gelang, so brauchte man keine Kräfte mehr, um den Glauben zu verbreiten, sondern nur, um die soziale Gefolgschaft der Bekehrten im Glauben zu unterrichten. Alle diese Methoden versagen heute, wo sich die alten gesellschaftlichen Gliederungen auflösen. Diese Auflösung geschieht aber in einer Zeit ungeheurer geistiger Gärung und unter revolutionären Begleiterscheinungen. Die Christen sind geistig oft nicht genügend vorbereitet und reif genug, um unter diesen Umständen zuverlässige freiwillige Helfer der Missionare zu sein, zumal ein oft methodisch und didaktisch anfechtbarer Katechismusunterricht in den Massen-Katechumenaten offenbar nicht in die Tiefe drang. Es sei hier gestattet, ein paar Zitate aus der Enzyklika *Princeps Pastorum* (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 175) aneinanderszureihen: „Es ist wesentlich, daß die Kirche überall, wo sie mit ihrer Mission Erfolg hat, sich auch in der ganzen Fülle ihrer Struktur darstellt, zu der ja nicht nur die verschiedenen Grade der Hierarchie gehören, sondern auch der Stand des Laien . . . Zu diesem Zwecke genügt es nicht, die Menschen in den jungen christlichen Gemeinden nur zum Glauben zu bekehren und sie nach der Taufe in großen Zahlen in die Kirchenbücher einzutragen. Unter allen Umständen müssen sie eine christliche Erziehung erhalten, die den Verhältnissen und der Zeit angemessen ist und sie befähigt, je nach ihrer Eignung die Aufgaben zu übernehmen, die für das Wohl und Wachstum der Kirche in Gegenwart und Zukunft von Wert sind . . . Ein Unterricht und eine Erziehung im Christenglauben, die sich darauf beschränken würden, die Gläubigen Katechismusformeln zu lehren und mit den wichtigsten sittlichen Geboten sowie ihrer Anwendung summarisch bekannt zu machen, ohne ihnen den Weg zur Erfüllung zu zeigen . . .“, kommt in die große Gefahr, der Kirche ein träges Volk zuzuführen.

Die Kirche der Missionen braucht heute überall nicht nur einheimische Priester, sondern ebenso helfende Laien, um diese Zeit des Umbruchs überstehen zu können. Manche Missionare möchten angesichts gewisser revolutionärer Haltungen der Laien und trüber Erfahrungen mit der geistigen Standfestigkeit der Christen am liebsten wieder patriarchalisch regieren. Aber jeder Versuch dieser Art macht die Lage nur schlimmer und den betreffenden Missionar unmöglich. Die Kirche der Missionen muß heute Volkskirche werden und darf nicht Kirche neben dem Volk bleiben. Die großen Zahlen schrumpfen vielfach zusammen. Im Kongo sind beträchtliche Gruppen der Christen unter dem Einfluß der Ereignisse religiös abständig geworden. Die Masse tut es nicht, man muß Qualitätschristen bilden, auch wenn die kirchliche Statistik eines Missionslandes nicht mehr jährlich den Zuwachs von Hunderttausenden verzeichnet.

Das ungelöste Akkommodationsproblem

Soll die Kirche aber Volkskirche werden und Laienapostel bilden, die aus der Fülle eigenen religiösen Erlebens, den Priestern vorausgehend und sie begleitend, den Glauben in die Seelen und in ihr Volkstum, ihre Kultur pflanzen helfen, so muß die heikle Frage der Anpassung, die schwierigste aller aktuellen Missionsfragen, besser gelöst werden als bisher. Auch das spezialisierte Apostolat der Legion Mariens, der Christlichen Arbeiterjugend usw., das mit Hilfe einheimischer Kräfte in sehr vielen Missionen unter Anpassung an das konkrete Leben auf begrenztem Raum prächtige Erfolge errang, kann nicht zum echten Durchstoß der Kirche in die Lebensordnungen führen, wenn den örtlichen Kirchen in ihrer kulturellen Gestaltung nicht größere Freiheit gegeben wird. Es muß zu denken geben, wenn auf dem zweiten Pan-Afrika-Seminar der Pax Romana (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 261) in Léopoldville, an dem katholische Studenten aus vielen afrikanischen Ländern teilnahmen, ein Redner (vgl. „Allgemeine Sonntagszeitung“, 29. 1. 61) erklärte, Afrika sei viel zu religiös, um je dem Kommunismus verfallen zu können. Die Intelligenz habe aber, sei es durch europäisierende Mission, sei es durch liberal dargebotene Wissenschaft, den Boden der ursprünglichen, tiefen Religiosität unter den Füßen verloren. Ganz ähnlich äußerte sich Reginald Kessler OP aus Bukavu im Kongo nach seiner Teilnahme an der Afrikawoche der Deutschen Afrikagesellschaft (1960), die Stimmungen seiner afrikanischen Freunde wiedergebend: „Hat man einmal das Glück, zum afrikanischen Menschen nähere Beziehungen zu haben, ist man erschüttert, heute überall in seinem Verkehr mit uns Weißen das Mißtrauen feststellen zu müssen; denn von Natur ist der Afrikaner nicht mißtrauisch und verschlossen, sondern er mißtraut nur dem, vor dem er Angst hat. Warum aber hat der Afrikaner Angst vor uns? Die Psychologen sagen, Angst entsteht in einer feinfühlenden Seele, die sich nirgends gesichert und geborgen weiß. Und das trifft für den afrikanischen Menschen zu, den die europäischen Wirtschafts- und Sozialordnungen, aber auch ein zu europäisches Christentum völlig entwurzelt haben . . .“ (Die katholischen Missionen 1 [1961] S. 20). Der neue Generalobere der Gesellschaft für auswärtige Missionen zu Paris, Maurice Queguiner, bisher in führender Stellung am Internationalen Katholischen Koordinationszentrum zur UNESCO tätig, gab im Januar-März-Heft 1961 der Zeitschrift „Les Missions Catholiques“ eine

eindringliche Analyse der Probleme des Intellektuellen-apostolats in den Missionen und bemerkte dabei u. a.: „Die Missionare sind gewiß . . . Träger des authentischen, aber in besonderen partikulären Formen inkarnierten Christentums. Rituelle Sprachen und Haltungen, Art des Empfindens und Formen des Betens, Art der Gedankenführung und ästhetischer Geschmack: es handelt sich um einen ganzen Lebensstil, dessen Züge wechseln könnten, ohne daß dabei die Substanz angegriffen würde . . . Einer Geisteshaltung verhaftet und von einer Kultur geprägt, die seit Jahrhunderten vom Evangelium durchdrungen wurde, werden sie instinktiv dazu geführt, beides zu vermengen. Die Folge ist, daß sie mit der Frohbotschaft eine Kultur vorstellen und unbewußt auferlegen, die den nichtchristlichen Völkern fremd ist, d. h. ein Gesamt von Dingen, dessen Beziehungen zum Christentum rein akzidentell sind. Da nun dieses Äußere der Religion — das, vermittelt dessen sie übertragen und zum Ausdruck gebracht wird — offenbar das am meisten Sichtbare ist, empfinden die Nichtchristen darob einen Schock, der sie davon abhält, in der Erforschung einer Wirklichkeit weiterzuschreiten, die ihnen die äußeren Erscheinungen verhüllt, statt sie zu enthüllen. Deshalb trennt die Enzyklika (*Princeps Pastorum*) einmal wieder mehr das Christentum von jeder geschichtlichen oder möglichen Kultur und drängt darauf, daß man systematisch alle Folgerungen aus dieser Stellungnahme zieht.“

Kehren wir noch einmal zur Betrachtung der Lage im Kongo zurück, der augenblicklich im Mittelpunkt der Weltorgen und auch der Sorgen der Kirche steht. Das Problem der Anpassung in diesem Lande wurde schon in der Herder-Korrespondenz (ds. Jhg., S. 231) prägnant gestellt. Hören wir nun noch einige Zitate aus einem Artikel der Agenzia Fides (Documentazione Nr. 27, S. 163—168), der inzwischen weite Verbreitung fand. Er trug den Titel: „Was wird aus der katholischen Kirche im Kongo?“ Es sei dabei bemerkt, daß die Propagandakongregation für den Inhalt der Veröffentlichungen der Agentur die Verantwortung übernimmt. In einem Unterabschnitt „Die Zeit der Besinnung“ heißt es dort: „Die Kirche in Afrika ist sich selbst ein Zeichen des Widerspruchs. Ihrem Auftrag nach katholisch und universal als der Leib des einzigen Christus und Herrn, kam sie, nach westlicher Art gekleidet, nach Afrika. Es mußte dies so sein, wollte sie ihre Botschaft in menschlichen Ausdrucksformen übermitteln. Aber dabei geschieht es, daß der Afrikaner, um sich den Geist der katholischen Kirche und ihre Ausdrucksformen anzueignen, versucht, wie die Okzidentalens zu denken; daß er ihre Riten und Gesänge, ihre Sprache und ihr Denksystem übernimmt, und zwar derart stark, daß es bei ihm gleichsam zu einer Persönlichkeitsspaltung kommt. Auf der einen Seite steht sein christliches Leben, auf der anderen sein tägliches Leben inmitten seiner afrikanischen Brüder. Die gebildeten Katholiken des Kongo empfinden mehr und mehr diese Kluft und leiden innerlich darunter . . . Und wenn man der Kirche vorwirft, die Persönlichkeit der Afrikaner verwirrt zu haben, fühlen sie wohl, daß die Antwort nicht einfach ist . . . Sie wird erst an dem Tage gegeben werden, wo sie als Katholiken ihren Brüdern das Gelingen der Gestaltung und Ausstrahlung einer wirklichen afrikanischen Persönlichkeit zeigen können.“ Es kann uns unter diesen Umständen nicht wundern, wenn der Verfasser feststellt, daß die verschiedenen Bewegungen Katholischer Aktion bei Jugend und Erwachsenen keine Zugkraft hätten und

mehr oder weniger am Rande des Lebens blieben, zumal sie noch völlig von der Initiative der Europäer abhängen. Der Abschnitt des Artikels schließt mit der Forderung: „Tiefe Anpassung an die afrikanische Seele, Bildung einer wirklichen afrikanischen Laienelite: das sind die vordringlichen Anliegen und Aufgaben der katholischen Kirche im Kongo.“

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick nach Indien. Die in Bombay erscheinende katholische Wochenschrift „The Examiner“ öffnete in den letzten Monaten des Jahres 1960 ihre Spalten einer Diskussion über die Anpassungsfrage. Der letzte Leserbrief zu dieser Frage („Indischer Katholizismus“, 3. 12. 60) enthielt den Satz: (Obwohl ich erst elf Jahre in Indien, und zwar in engster Berührung mit Hindus lebe) „kann ich wohl sagen, daß es hier in Kirche und Klerus nichts gibt, das nicht indischer Kultur und indischem Erbe und damit dem indischen Volk fremd wäre“. In der gleichen Nummer nimmt Dom Beda Griffiths OSB, der durch einen Aufsatz über indischen Katholizismus und indische Kultur die Kontroverse ausgelöst hatte, abschließend zu dem Thema Stellung. Die neuen ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen Indiens seien einfach das Produkt der großen kosmopolitischen Zivilisation, die sich über die ganze Welt ausgedehnt habe. Die Anpassung daran sei mehr oder weniger ein Problem für die ganze Kirche. Der Hinduismus habe durch den Einbruch dieser Zivilisation gelitten, versuche aber schon, sich ihr anzupassen. Hinter dieser äußeren Entwicklung indes stehe die Seele Indiens unverletzt, die große Hindu-Kulturtradition, die der Kirche eine Anpassungsaufgabe stelle, wie sie ihr nur in den ersten Jahrhunderten des Imperium Romanum gestellt gewesen sei. Ohne die Lösung dieser Aufgabe — der Verfasser zitiert hier das Werk des Schweizer Gesandten in Delhi, Dr. Cuttat, „Die Begegnung der Religionen“ — sei Indien nie bekehrbar.

Wenn man das Problem der Aktivierung der Laien in den Missionen unter solchen Gesichtspunkten überdenkt, muß man zu der Auffassung kommen, daß dort die wichtigste Voraussetzung für ein erfolgreiches Laienapostolat die Inkarnation des Glaubens in den Kulturen ist. Fehlt diese, so können kein methodisch noch so guter und inhaltlich auf die lebendige Vermittlung der Frohbotschaft ausgerichteter Katechismusunterricht, keine noch so gute Organisation des Apostolats, keine Bildung von Aktionszellen in den Pfarreien, kein Umwelt- und Sozialapostolat letzte und dauernde Durchschlagskraft haben. Zur Lösung dieser Frage ist aber nicht der einzelne Missionar imstande und berufen. Hier ist die Kirche selbst angesprochen, und sie wird in dieser Frage von seiten der Mission zweifellos auch auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil angesprochen werden.

Ökumenische Nachrichten

Der neue Rat der EKD

Die gesamtdeutsche Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, die wie die vorhergehende im Jahre 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 311 f.) in Berlin-Spandau tagte, und zwar vom 12.—17. Februar, war seit der ersten Synode nach der Gründung in Bethel (1949) die dritte, die nach Ablauf der sechsjährigen Legislaturperiode einen neuen Rat, das oberste Exekutivorgan der EKD, und einen neuen Präses der Synode, zugleich Mitglied des Rates, zu wäh-